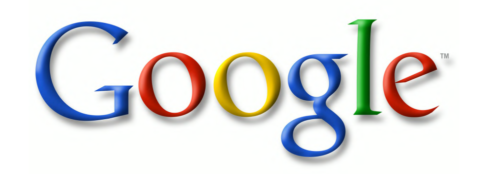
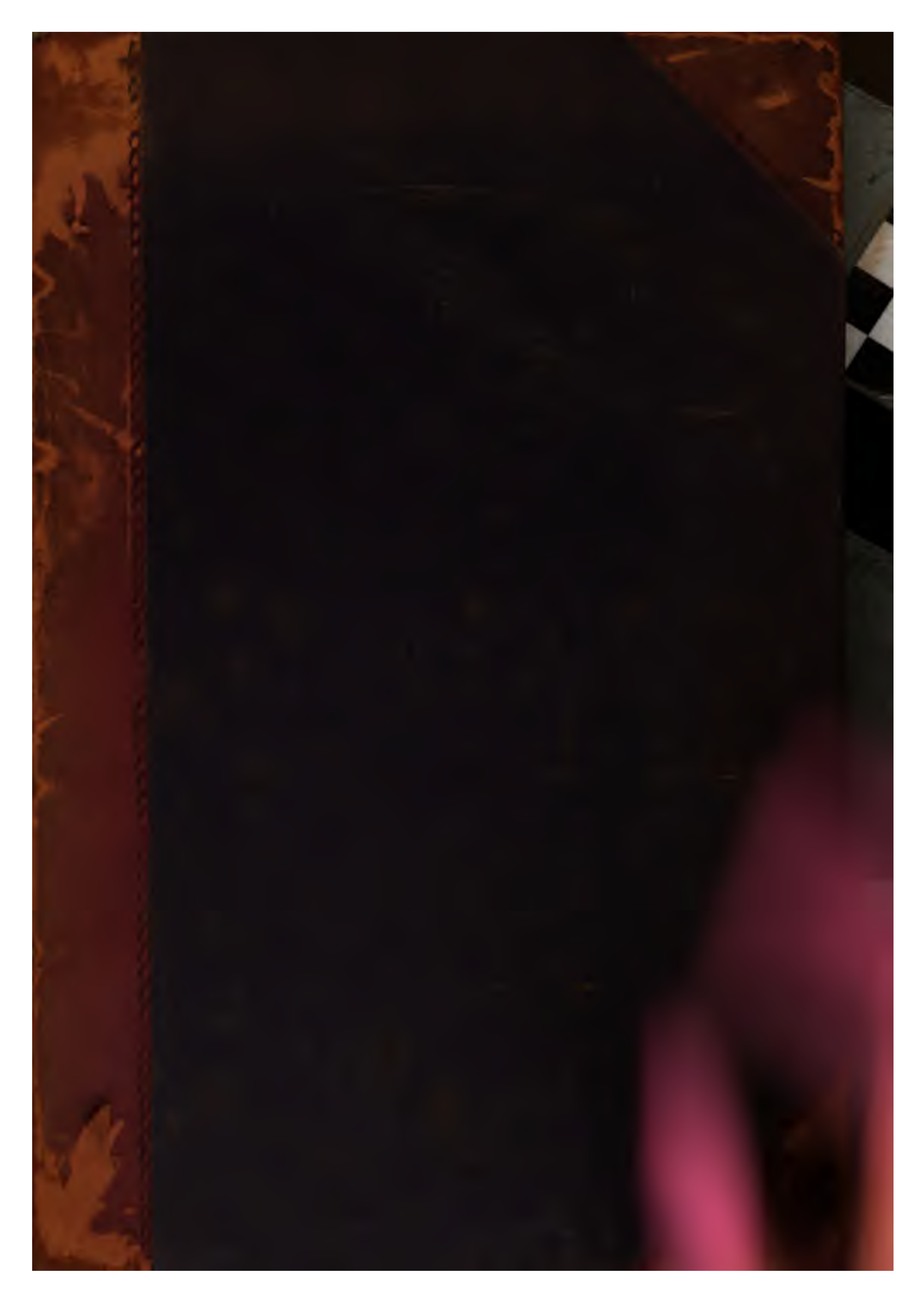
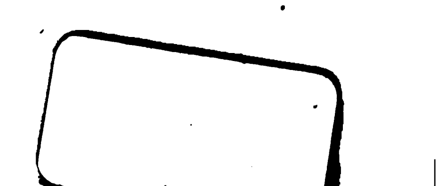





600027811P



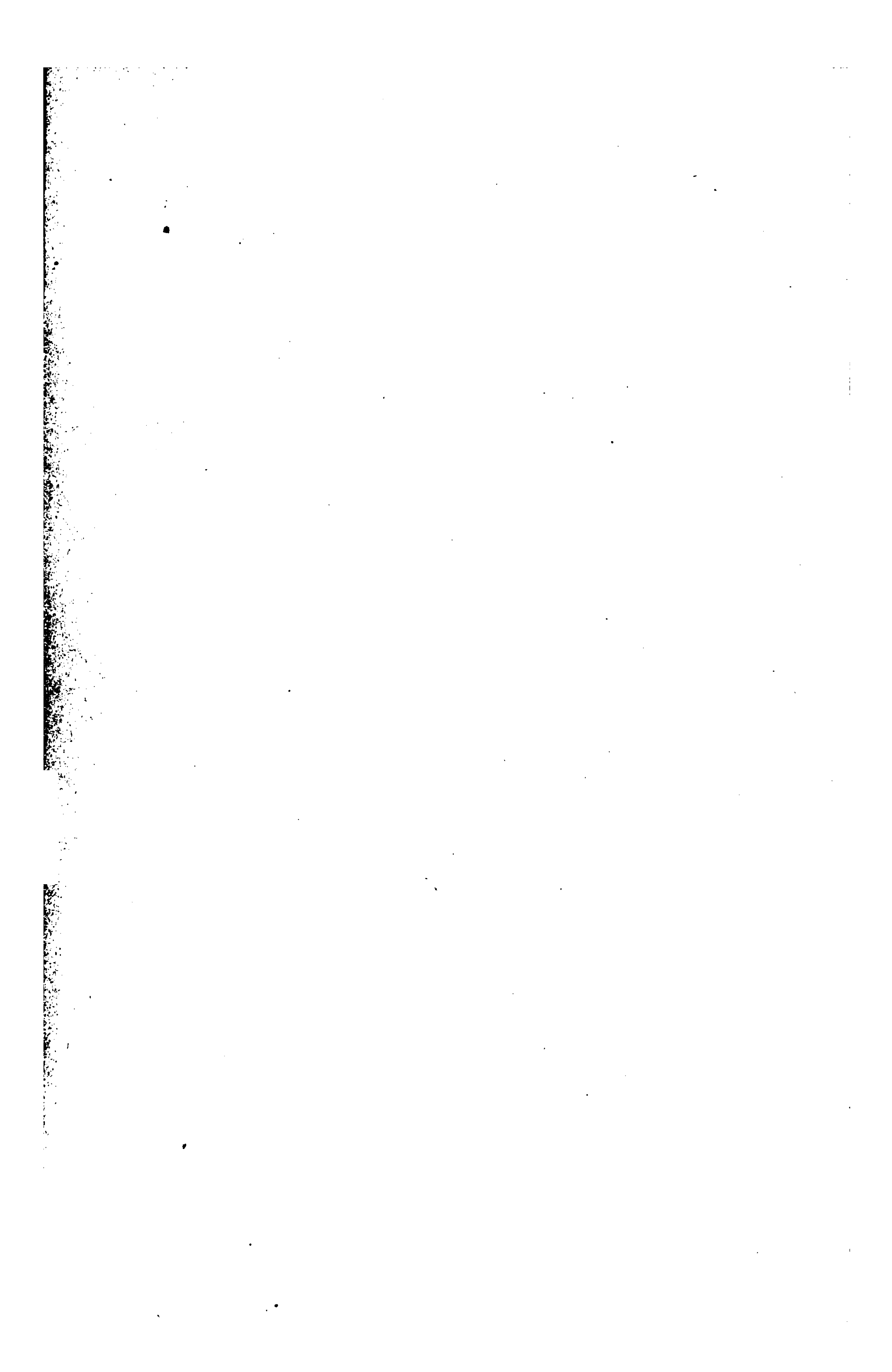




Der Herzog von Reichstadt

und

Zwei Sendungen nach Italien.



Mein Verhältniß

zum

Herzog von Reichstadt.

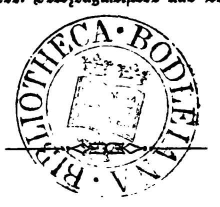
Zwei Sendungen nach Italien.

Selbstbiographische Aufsätze aus dem Nachlaß

des

Grafen Prokesch-Osten,

K. K. Oesterr. Feldzeugmeisters und Botschafters.



Stuttgart.

Verlag von W. Spemann.

1878.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Dem Wunsche meines Vaters entsprechend, habe ich es übernommen, die mannigfaltigen Aufzeichnungen und Correspondenzen, welche seinen literarischen Nachlaß bilden, in zeitgemäßer Auswahl der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ihr Werth erscheint mir durch die Bedeutung gekennzeichnet, welche ich die Mitwelt dem Manne, dem wir diese Mittheilungen verdanken, beilegen sah und auch heute noch, nach seinem Tode, bewahrt sehe. Außergewöhnlichen Bahnen folgend, ist sein Leben eine Kette von außergewöhnlichen Verhältnissen, von außergewöhnlichen Beziehungen gewesen; durch ein halbes Jahrhundert hat er an der Entwickelung des europäischen Staatenlebens thätig Theil genommen, hat er mit allen Persönlichkeiten verkehrt, deren Namen an dieselbe geknüpft sind oder auf anderen Gebieten geglänzt haben; er selbst ist ein Stück Geschichte — was wir von ihm überkommen, ein Beitrag zur wahrheitsgetreuen Darstellung seiner Zeit.

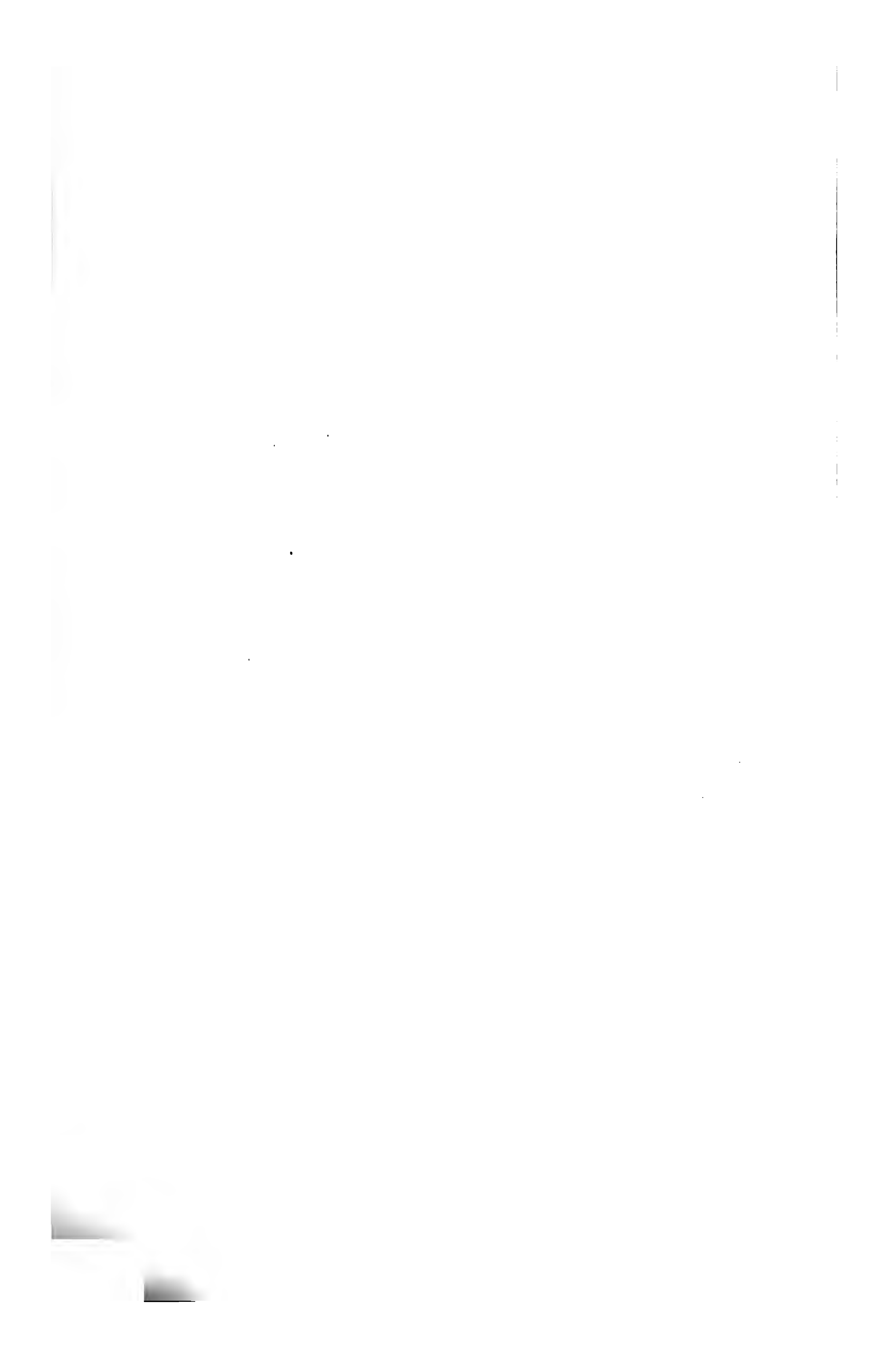
Ich habe aus diesen Papieren zunächst die vorliegenden Aufsätze gewählt, weil dieselben schon zu Lebzeiten meines Vaters druckbereit lagen. Sie sind als die ersten Glieder einer längeren Reihe von Monographien gedacht, in denen er die wichtigsten Momente seines reichen Lebens aufzeichnen wollte, und welche er selbst herauszugeben beabsichtigte. Der Tod hat die Ausführung dieses Vorhabens vereitelt und die begonnene Arbeit ist nicht über die drei hier zusammengestellten Aufsätze hinaus gediehen. Den ersten „Meine Begegnung mit dem Herzog von Reichstadt und mein Verhältniß zu ihm“ hatte mein Vater bereits zu Anfang der Sechziger Jahre, da er noch dem öffentlichen Leben angehörte, entworfen; erst später aber, in der Muße der Zurückgezogenheit, arbeitete er ihn aus, um endlich — nur wenige Wochen vor seinem Tode — die letzte Hand daran zu legen. Die beiden anderen, welche zwei in die Jahre 1831 und 1832 fallende Sendungen nach Italien zum Gegenstande haben, sind 1872 geschrieben.

Obgleich vereinzelt und des Rahmens baar, den ihnen das Gesammtwerk geben sollte, bilden diese Schriftstücke ein abgeschlossenes Ganzes, da sie der Zeit nach in einander passen und einen wichtigen Abschnitt aus dem Leben ihres Verfassers in sich begreifen. Sie bieten ein treues Bild von dem Manne selbst, dessen Gestalt und inneres Wesen aus ihnen, wie aus einem Spiegel, hervortritt und verbreiten zugleich das Licht der Wahrheit über Persönlichkeiten, Verhältnisse und Vorgänge, welche bisher meist eine einseitige oder auf ungenügender Grundlage beruhende Beurtheilung erfahren haben.

Zur Ergänzung dieser Aufsätze habe ich jedem derselben einen Anhang von Briefen beigefügt, welche von den hervorragendsten der darin geschilderten Persönlichkeiten herrühren oder sich auf dieselben beziehen. Ihr unmittelbares Wort bringt sie dem Leser näher und versetzt ihn in die Lagen, die für sie maßgebend waren.

November 1877.

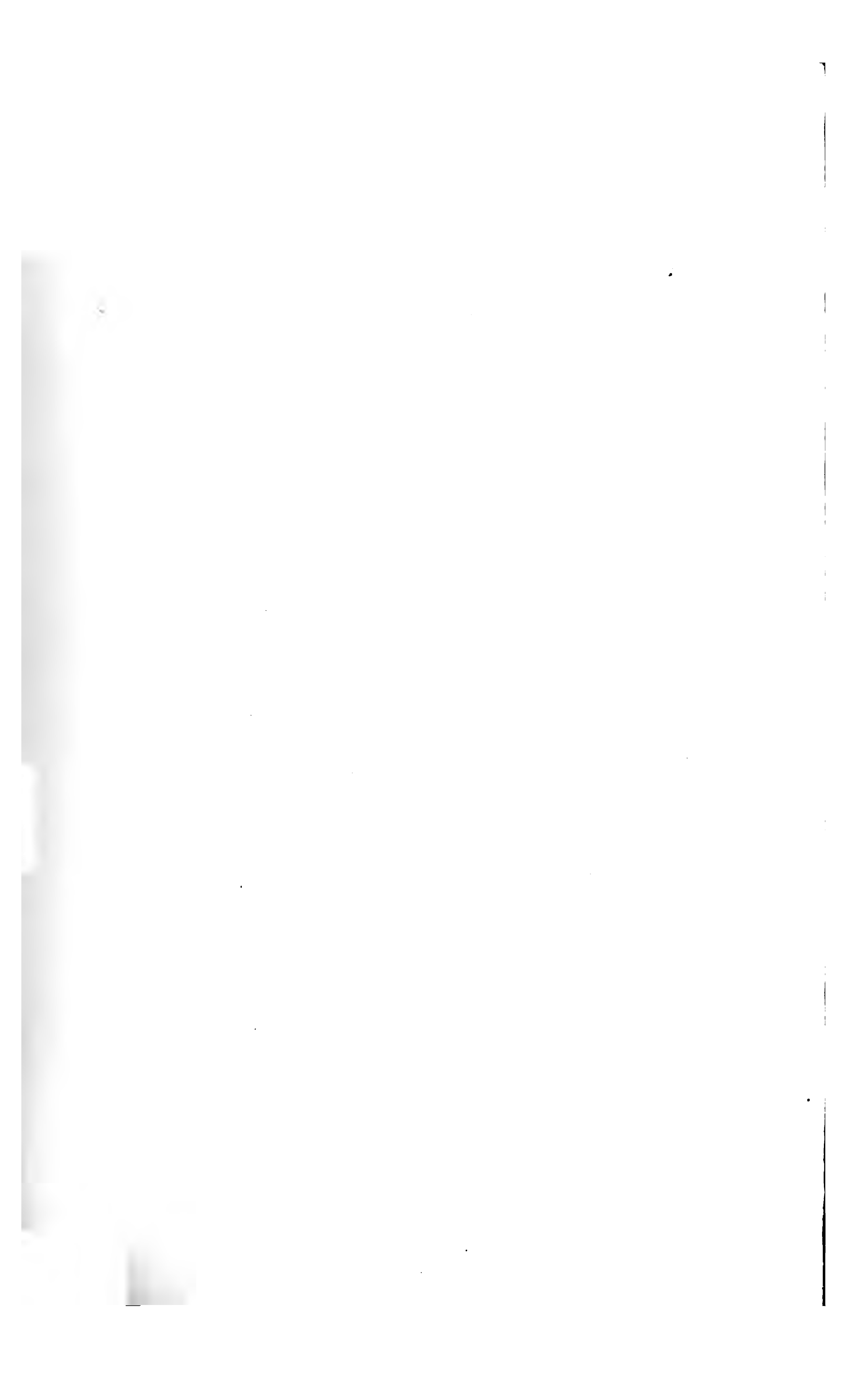
Anton Graf Prokesch-Osten.



Meine Begegnung mit dem Herzog von Reichstadt

und mein Verhältniß zu ihm.

Aus meinem Tagebuche. 1830—1831.



Vorwort.

Wenige Wochen nach dem Tode des Herzogs, durchdrungen von der Macht des Zaubers, den seine Persönlichkeit auf mich geübt hatte, und betrübt über die Irrthümer, die über seine Lage, ja über ihn selbst unter der Menge, die ihm nicht nahe zu treten vermochte, liefen, schrieb ich einige Blätter über ihn, die zuerst in Freiburg bei Herder und dann im vierten Bande meiner von einem Freunde gesammelten Schriften bei Hallberger in Stuttgart im Jahre 1842 erschienen. Rücksichten, die später nicht mehr bestanden, hielten mich damals zurück, mein persönliches Verhältniß zum Herzog so offen hinzulegen, daß es den Nachweis der Berechtigung zu meinem Urtheile über ihn liefern konnte. Ich trage dies

heute nach, aber die Jugendkraft, die damals mich eine Sprache finden ließ, geeignet, um dem Bilde entsprechende Züge zu geben, ist, ich fühle es tief, durch die Jahre und Verhältnisse bereits gebrochen.

Aussee. August 1876.

Graf Prokesch-Osten.

Aufgewachsen inmitten der Zeit der Kämpfe meines Vaterlandes gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft, hatten sich in mir der Haß gegen dieselbe und das Anstaunen der Kraft und Ueberlegenheit des gewaltigen Kaisers gleichen Schrittes entwickelt. Leicht wurde ich durch die Begeisterung des Jahres 1813 fortgerissen, um, damals 18 Jahre alt, mit vielen meiner Jugendfreunde mich am Kampfe, als er bereits im vollen Zuge war, zu betheiligen. Als wir aber im Jahre darauf die weiße Cocarde neben der unseren aufstecken mußten, that ich es mit Widerwillen und warf sie mit Befriedigung in den Rhein, da wir in den ersten Tagen des Juni 1814 aus Frankreich kommend über die Brücke bei Mannheim gingen und wieder deutschen Boden betraten. Das that auch die ganze Truppe, in der ich diente. Die Rückführung der Bourbone erschien mir als ein Mißverstehen der Zeit und als eine Anbahnung zu neuen Umwälzungen, der Sturz Napoleons als ein Fehler und als ein unberechtigtes Mißtrauen der Mächte in sich selbst. Das folgende Jahr mit dem schlagenden Beweise, was dieser eine Mann in Frankreich vermöge, änderte diese Ansicht nicht. Es verletzte überdies mein Gefühl, die Mittelmäßigkeit und den

Dünkel über den an den Felsen von St. Helena Geschmiedeten herfallen und selbst die Eigenschaften eines großen Feldherrn ihm absprechen zu hören. In diesem Gefühle schrieb ich für die Oesterreichische Militärische Zeitschrift den Aufsatz: „Die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo" *), der im Jahrgange 1818 gedruckt und mit unerwarteter Aufmerksamkeit von der Armee, namentlich von ihren geachtetsten Führern, aufgenommen wurde.

Der Herzog von Reichstadt war damals auch mir, so wie allen Kreisen in Wien, eine eben so anziehende als rührende Erscheinung. Doch hatte ich keine Gelegenheit mich ihm zu nähern. Bald führte mich auch mein Schicksal nach Triest und weiter mitten in die griechischen Kämpfe auf Festland und Inseln, nach Konstantinopel, Kleinasien, Syrien, Aegypten und Nubien. Nach sechs Jahren kehrte ich wieder und fand in der Heimath eine Aufnahme voll Wohlwollen und Nachsicht. Damals, wo noch keine Dampfschiffe die levantischen Meere befuhren, galten so ausgedehnte Reisen und die Betheiligung an so anregenden Schicksalen wie die Kämpfe zwischen den Griechen und Türken, fast wie ein Verdienst und warfen einen Glanz auf den, der sie vollführte.

Mit Auszeichnung wurde ich namentlich in meiner Vaterstadt Graz empfangen, als ich im Juni 1830 für ein paar Wochen dahin ging, um Verwandte und Freunde zu sehen und mich an dem Schauplatze meiner frühen Jugend, so

---

*) Kleine Schriften von Ritter Anton von Prokesch-Osten. Bd. I Seite 1—196. Stuttgart. Hallberger. 1842.

warmer Erinnerungen voll, zu erfreuen. Damals kam auch der Hof dahin und am 22. hatte ich die Ehre, zur kaiserlichen Tafel gezogen zu werden. Ich saß der Kaiserin gegenüber und hatte den Herzog von Reichstadt, der dem Kaiser gegenüber saß, zur Seite. Der schöne, edle Jüngling mit seinem tiefen blauen Auge, der männlichen Stirne, den reichen blonden Haaren, mit dem Schweigen auf seinen Lippen und der ruhigen Selbstbeherrschung in seiner ganzen Haltung wirkte seltsam auf mich. Ich hatte das Vorgefühl, wie es einen Jüngling bei der ersten Begegnung mit dem Mädchen befällt, dem er sein Herz geben wird. Ich wechselte nur wenige und scheue Worte mit ihm, so lange wir bei Tafel saßen, denn die Kaiserin und mein alter Gönner Erzherzog Johann ließen nicht ab, mich erzählen zu machen aus meinen Erlebnissen und Erfahrungen in der damals so entlegen scheinenden Fremde. Auch nach Tische hielten sie mich ein paar Stunden fest und als ich entlassen wurde, warf mir der Herzog die Worte hin: „Ich kenne Sie seit lange" — und drückte mir die Hand, als wären wir Freunde seit Jahren. Dieser Händedruck war wirklich ein Pfand der Zukunft. Er wurde in keinem anderen Sinne gegeben und von mir nicht anders verstanden.

Am Morgen nach diesem Tage kam Graf Moritz Dietrichstein zu mir, dem die Erziehung des Herzogs anvertraut war, ein mir aus der Zeit, da ich durch die Gunst des fürstlich Schwarzenberg'schen Hauses getragen war, wohlwollender Mann, um mir den Vorwurf, den er mir schon gestern gemacht hatte, zu erneuern, nämlich daß ich, obwohl schon durch eine Woche in einer und derselben Stadt mit dem

Herzog, denselben vernachläßigte. Er trug mir an, mich stehenden Fußes zu ihm zu führen. Ich folgte ihm mit Freude. Als ich eintrat, kam mir der Herzog, ein Anderer in seiner Haltung als Tags zuvor, mit aller Raschheit der Jugend und mit einem Blicke voll Vertrauen und Wärme entgegen. Die Worte von gestern wiederholend, sagte er: „Ich kenne Sie und liebe Sie seit lange. Sie haben die Ehre meines Vaters vertreten zu einer Zeit, wo ihn zu verlästern Alles um die Wette lief. Ich habe Ihre Schlacht von Waterloo gelesen und, um jede Zeile darin in mich aufzunehmen, zweimal in andere Sprachen übertragen, in's Französische und in's Italienische." Ich antwortete, was der Wunsch den schönen und in der Welt so einzig dastehenden Jüngling festzuhalten mir eingab. Graf Dietrichstein brachte das Gespräch zunächst auf Griechenland. Der besten Wünsche für dieses nunmehr zum eigenen Leben berufene Land voll, hatte ich gestern schon nach der kaiserlichen Tafel die Ansicht vertreten, daß trotz der aus Krieg, Gesetzlosigkeit, Parteiung und Mißregierung entstandenen Uebelstände Griechenland, wenn man ihm einen europäischen Prinzen zum König gäbe und es nicht mit diplomatischer Halbheit gestaltete, rasch einer glücklichen Zukunft entgegenblühen würde. Dem Erzherzog Johann, dem Grafen Moritz, dem Geschäftsleiter der Erzherzogin Marie Luise, Obersten von Werklein, hatte ich in einem Augenblicke, wo der Herzog anders beschäftigt war, den Gedanken hingeworfen, daß der griechische Thron, dem seit der Ablehnung des Prinzen von Koburg der Bewerber fehlte, keinem Würdigeren gegeben werden könnte, als dem

Sohne Napoleons, und zu meiner Ueberraschung hatte dieser Anwurf Beifall gefunden. Selbst die Kaiserin, die während dieses Gespräches zu uns getreten war, schien demselben nicht abgeneigt. Ich hatte diesen Gedanken hingeworfen, ohne noch die Gesinnung des Fürsten Metternich zu kennen, aber seit Jahren war mir dessen 1825 in Petersburg gegebene Erklärung bekannt: „Eines von beiden, entweder die Griechen unter die Pforte zurück mit eigener ihnen überlassener Verwaltung, oder ein unabhängiges Griechenland, so gestaltet, daß es nicht nothwendig der Feind der Pforte sei.“ Als mir Graf Moritz an diesem Morgen Gelegenheit gab, wieder über Griechenland zu sprechen, errieth mich der Herzog schnell und meine Worte zündeten. Da wurden wir durch den General Fürsten *** unterbrochen. Ich wollte gehen, als man ihn ansagte: „Bleiben Sie,“ drang der Herzog in mich, „der General ist nur vorübergehend und ich will Sie jetzt nicht verlieren.“ Ich blieb. Fürst *** ging bald, getrieben durch die Einsilbigkeit des Herzogs. Nun brachte Graf Dietrichstein das Gespräch auf Napoleon. Der Herzog sprach in großer Aufregung. — Die wärmste Bewunderung für seinen Vater, die leidenschaftlichste Anhänglichkeit war in jedem Worte des Herzogs. Doch hielt er sich hauptsächlich an dessen militärische Begabung. Sich nach diesem Muster zum Feldherrn auszubilden, davon war er bis in die Fingerspitzen durchglüht. Wir besprachen mehrere Manövers desselben, z. B. das von Austerlitz. Ich war erstaunt über das strategische Urtheil des Prinzen und über die Bestimmtheit seines Ausdruckes. Unter allen damals in Graz anwesenden Offizieren und Generalen

war gewiß nicht einer von so scharfem militärischen Blicke und überhaupt von so entschiedenen Anlagen zum Feldherrn. Er kam wieder auf meine Schlacht von Waterloo, aber auch auf meine „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg“ *). Der Herzog besprach diese mit einem Takte, der mich überraschte. Er klagte sodann über seine Einsamkeit und brach in die Worte aus: „Bleiben Sie bei mir! Bringen Sie mir das Opfer Ihrer Zukunft, bleiben Sie bei mir! Wir, wir würden uns verstehen!“ Er sprach dies mit einer Wärme, die mir bis in das Herz drang. Dann fuhr er fort: „Ist es meine Bestimmung, ein Prinz Eugen für Oesterreich zu werden, so frage ich mich, wie mich ausbilden für diese Rolle? Ich stehe an der Wahl eines Mannes, der mich in die höheren Anforderungen und Aufgaben des Krieges einführen kann; ich habe und sehe keinen solchen Mann in meiner Umgebung.“ Graf Dietrichstein war Zeuge dieser Aeußerung und schien sie natürlich zu finden und zu billigen. Ich warf dem Herzog mit dem freundlichsten Händedrucke Ueberstürzung im Urtheile vor. Es war ja das erstemal, daß wir uns sprachen. Er nahm den Vorwurf ohne Arg hin, wie er auch ohne Arg gemacht war, und hörte die Zweifel achtend an, die ich ihm über meine Befähigung aussprach. Da unterbrach uns Generalmajor Graf Leiningen, den er nicht abweisen konnte. Er ließ mich auch diesmal nicht fort und nahm, so wie der General gegangen war, das Gespräch über die Waffenthaten

*) Wien. Braumüller. Neue Ausgabe. 1861.

seines Vaters wieder auf. Ich hatte aber seiner Mutter, der Erzherzogin Marie Luise aufzuwarten, konnte also nur kurz verweilen, sagte ihm das und nahm Abschied. Kaum war ich eine halbe Stunde dort, so kam der Herzog dahin. Zärtlich empfing ihn die Mutter — mit fast ernster Haltung umarmte er sie. Das Gespräch fiel auf seine Kindheit. Er wollte von mir Näheres über den Obersten Sèves wissen, der ihn im März 1814 von Paris nach Blois begleitet und den ich im April 1828 bei Ibrahim-Pascha in Modon getroffen hatte. Ich mußte ihm erzählen, was dieser mir über diese verhängnißvolle Flucht gesagt hatte. Wir schieden wie zwei Menschen, die das Bewußtsein haben, sich nie zu trennen.

Am nächsten Morgen — 24. Juni — richtete ich an Grafen Dietrichstein die folgenden Zeilen: „Ich bin so überaus angenehm überrascht durch den Geist, das Wissen und das Urtheil, welche Ihr durchlauchtiger Zögling im gestrigen Gespräche bewiesen, daß ich mit tiefstem Bedauern auf die Zeit zurückblicke, in der ich die Ehre und den Genuß einer solchen Zusammenkunft versäumt habe. Wer einen so großen Namen trägt und so große Schicksale selbst in der Kindheit schon erfuhr, dabei begabt ist wie er und in Zeitverhältnissen lebt, den dermaligen gleich, der ist von der Vorsehung zum Größten bezeichnet. Gewöhnliche Menschen, auf welche Höhe die Geburt sie stelle, werden freilich nur Gewöhnliches wollen und leisten; ungewöhnliche aber, und darunter zähle ich Euer Excellenz trefflichen Zögling, dürfen der Welt und der Geschichte nichts schuldig bleiben. Ich sehne mich nach dem Augenblicke, den Besuch von gestern zu wiederholen und

wünsche nichts wärmer, als in Sr. Hoheit eine Meinung für mich festzustellen, zu der das was wir gestern sprachen und was er sonst aus der Haltung einiger meiner militärischen Arbeiten entnommen haben kann, freilich nur wenig beihelfen wird. Mit meinem besten Morgengruße u. s. w."

Hierauf erhielt ich die freundlichste Einladung für den Morgen des folgenden Tages*) und diese kreuzte sich mit einem Rufe des Kaisers für denselben Morgen. Als ich bei diesem erschien, sah ich so viele Personen in den Vorzimmern wartend, daß ich mir die Ungeduld, den Herzog zu sehen, verzeihen durfte. Ich ging zunächst zu ihm, obwohl es noch nicht 8 Uhr früh war. Ich fand ihn gekleidet und zu einem Spazierritte bereit, den er mir aber opferte. Wir sprachen mit der vollen Zuversicht gegenseitigen Verständnisses. Ich wiederholte den Wunsch, daß er die griechische Krone begehre und daran seine Bedingungen setze. Der Gedanke gefiel ihm, aber seine Wünsche und Hoffnungen waren, das sah ich klar, auf Höheres gerichtet. Er täuschte sich wohl selbst mit dem Vorwande, für die griechische Krone ein paar Jahre zu jung zu sein und daß man ihn nicht allein stehen lassen würde. Dann sprang er wieder mit großem Eifer auf den Beruf, und auf die Erfordernisse eines Feldherrn über. Sein Auge glänzte — seine Wangen glühten. Da uns Graf Dietrichstein einen Augenblick allein ließ, faßte er leidenschaftlich meine beiden Hände. „Geben Sie mir Wahrheit!" sagte er, „bin ich wirklich etwas werth und einer großen Zukunft fähig,

---

*) Anhang. Brief 1.

oder ist nichts an mir? Was denken, was erwarten Sie von meiner Zukunft? Was kann der Sohn des großen Kaisers werden? Würde Europa ihn in irgend einer selbstständigen Stellung ertragen? Wie vereinigen sich meine Pflichten als Franzose mit meinen Pflichten als Oesterreicher? Ja, wenn mich Frankreich riefe, nicht das anarchische Frankreich, sondern das von kaiserlicher Gesinnung — ich würde kommen, und, wenn mich Europa verdrängen wollte vom Throne meines Vaters, gegen ganz Europa das Schwert ziehen. Aber gibt es noch ein kaiserliches Frankreich? Ich weiß es nicht. Vereinzelte Stimmen und Stimmen ohne Gewicht sind nichts — und Entschlüsse solchen Gewichtes verdienen und verlangen sicheren Boden. Ist es mein Verhängniß, nie wieder nach Frankreich zu kommen, so ist es mir Ernst mit dem Wunsche, Oesterreichs anderer Prinz Eugen zu werden. Ich liebe meinen Großvater — ich bin ein Stück seines Hauses und werde für Oesterreich gerne das Schwert ziehen gegen Jedermann, nur nicht gegen Frankreich." Er legte diese Worte wie eine Beichte in meine Seele nieder, und so nahm ich sie. Es waren ja durchaus berechtigte Gedanken, und nur unter einer Voraussetzung bedrohlich, die zwar nicht unmöglich, aber wenigstens sehr entfernt schien. Noch ließ er sich über seinen Vater aus. Er sagte, wie Niemand ihn verstanden habe; wie es eine Erbärmlichkeit und eine Lüge sei, dessen Handlungen keinen anderen Beweggrund als Ehrgeiz unterzuschieben; wie dessen ganzes Leben und Wirken nach einem großen, Europa heilsamen Plane geregelt gewesen sei; wie insbesondere Oesterreich ihn und die eigenen Interessen verkannt und den

Russen in die Hände gearbeitet habe, und wie er nichts sehnlicher wünsche, als gegen diese seine Sporen zu verdienen. Er sprach mit Gluth, aber auch mit dem tiefen Ernst der Jugend. Da hörte er Grafen Dietrichstein im Nebenzimmer und wandte sich mit der Frage an mich: „Wie ist das Andenken meines Vaters in Aegypten?“ — „Wie das einer großen Erscheinung,“ antwortete ich. — „Das begreife ich bei dem Vizekönige, bei Ibrahim; aber bei dem Volke?“ — „Es staunt ihm ohne Unmuth nach, denn Araber und Türke, obwohl desselben Glaubens, sind nicht Eins, und nach dem Schweren kam das Schwerere.“ — „Ja, das erklärt, aber die Menge faßt einen großen Menschen nur wie ein Naturereigniß auf, das eben kommt und geht.“

Und er fiel wieder in seinen Ausruf: „Ach, daß Sie bei mir blieben! aber Sie haben eine Bahn vor sich, die Sie durch Glanz verlocken kann.“ Ich gab ihm die Hand und sagte ihm: „Lassen Sie uns darüber in späteren Tagen sprechen.“ Wir schieden mit Umarmungen.

Nur drei Tage darauf, nachdem ich ihn in der Zwischenzeit unter wenig günstigen Verhältnissen gesehen hatte, traf ich ihn allein durch länger als zwei Stunden. Graf Moritz war am Morgen zu mir gekommen und hatte mir wie eine schmollende Mutter geklagt über des Herzogs Starrsinn, über seine Abneigung gegen andere Studien als militärische und mathematische — sogar deutsche Orthographie wolle er auf seine Weise behandeln. Er nannte dessen Gemüth gut aber verhärtet durch Eigenwille und Stolz. Der Herzog, dem ich, so viel mir nützlich schien, davon sagte, ließ Grafen Moritz

alle Gerechtigkeit widerfahren — dessen Herzen nämlich — aber er lobte doch nur dieses. Er hatte sein Urtheil festgestellt über Alles, was ihn umgab und sprach mir mit der unbefangensten Offenheit über den Kaiser und den Hof im Tone des redlichsten Herzens, aber eines unbestechlichen Verstandes. Er liebte seinen Großvater mit der Liebe eines Kindes, denn von dem Tage an, da er nach Wien gebracht worden war, hatte er in ihm die Zärtlichkeit eines Vaters gefunden. Er bekam damals sein Spielplätzchen in den Zimmern des Kaisers — kam halbe Tage nicht von seiner Seite, aß mit ihm, wenn der Kaiser allein aß, theilte die Landaufenthalte mit ihm und wuchs an ihm auf, wie der gepfropfte Zweig an dem fremden Stamme. Er erzählte mir dies, aber setzte bei: daß er keinen Augenblick vergesse, wer er geboren sei und wo sein Vater verwese. Er schilderte mir den Hof, nicht immer günstig, lobte im Grunde nur den Charakter, das Urtheil, das Herz, die Haltung des Erzherzogs Johann. Ich konnte nicht Nein zu seinen Aeußerungen sagen. Er dachte über viele Personen gerade so wie ich und beugte sich im Inneren eben so wenig als ich.

Wie der Durstige nach Wasser, verlangte er nach Kenntniß der europäischen Lage. Ich sagte ihm darüber, was ich wußte und dachte. Obwohl ich den Fall Karls X. für unvermeidlich hielt, so erwartete ich denselben weder so bald, noch dachte ich an Louis Philippe und die jüngere Linie. Ich glaubte vielmehr an anarchische Zwischenzustände, aus denen sich die nächste Herrschaft herausbilden würde. Ob diese der Napoleonischen Partei anheim fallen würde, das wußte ich

nicht zu beurtheilen. Mein Rath an den Herzog konnte nur der sein, sich durch Lesung der alten das Urtheil für die neuere Geschichte zu schärfen, in dieser Wesen und Wahrheit von Schein und beabsichtigter Täuschung unterscheiden zu lernen, sich namentlich aus der Geschichte seines Vaters über die heutige Weltlage aufzuklären, die der Boden der nächsten, mit unaufhaltbarer Folgerichtigkeit daraus hervorgehenden Zukunft sei; weiter seine Persönlichkeit geltend zu machen vor der Truppe und in den diplomatischen Kreisen, geist- und erfahrungsreiche Männer, die ich ihm nannte, an sich zu ziehen und insbesondere über die innere Lage Frankreichs sich auf allen möglichen Wegen Licht zu verschaffen. Er wies auf seinen, mehrere hundert Bände umfassenden Bücherschatz an kriegsgeschichtlichen Werken und an Denkschriften, auf seinen Vater Bezug habend, die er täglich mehre, woran keinerlei Verbot ihn hindere. Ich versprach, mit ihm das Beste daraus zu lesen, ihm mit treuestem Herzen Freund zu sein, mit meinen Beobachtungen über die Weltlage die seinige zu ergänzen und bat ihn, sich zunächst nicht mit Träumen abzugeben, nicht berechtigte Wünsche mit ausführbaren zu verwechseln, wohl aber sein Auge scharf auf diese zu halten. Ihn ergriff der jugendliche Eifer so, daß er mich seinen P o s a nannte. Ich erwiderte ihm: „Ich höre den zwanzigjährigen Jüngling. Hat dessen Wille Bestand? Kann ich das heute wissen?" Dies Mißtrauen betrübte ihn. Er umarmte mich mit den Worten: „Sie haben Recht — noch verdiene ich nicht, daß Sie in mir den Sohn Napoleons sehen." Ich richtete ihn auf mit den Worten: „Ihr Posa, wenn Sie nicht Don Carlos gleichen, —

für's Leben und wo möglich für ein großes Leben!" — Er ging nun die Schritte durch, die gemacht werden mußten, um, sobald sein Haus gestaltet werden würde, mein Bleiben bei ihm zu ermöglichen. Dazu lag Zeit vor uns. Er wollte es durch seinen Großvater, den Kaiser, erwirken. Ich gab ihm die Ermächtigung dafür zu thun, was er könne. Er zweifelte nicht am Erfolge.

Graf Moritz kam am Morgen darauf, um mir abermals die Sehnsucht des Herzogs auszudrücken, mich zu sehen, da die Abreise des Kaisers vor der Thüre lag. Er ließ mich allein mit dem Herzog. Dieser erzählte mir, gestern noch viel im Plutarch und Cäsar gelesen zu haben. Er schien mir besonnener und die Wirklichkeit scharf ins Auge fassend. Ich sagte ihm damals: „Ihr Leben muß dem Interesse Ihres zweiten Vaterlandes verpflichtet bleiben. Die ganze Welt ist lau oder feindlich gegen Oesterreich. Stirbt der Kaiser, so werden schwere Zeiten über Oesterreich hereinbrechen. Es wird Ihnen die Gelegenheit für großes Wirken nicht mangeln." Er antwortete: „Fern liegt meinem Herzen Undank gegen Oesterreich, aber ich denke, auf Frankreichs Throne sitzend eine mächtigere Stütze ihm werden zu können, als in der Rolle eines Prinzen Eugen. Für diese spreche ich mich aus, damit man mich die Bahn der Waffen führe, die für den Sohn Napoleons die allein richtige ist. Jeder Kriegsruhm, wo ich ihn immer erwerbe, wird mich dem Throne näher bringen. Ich kann kein Abenteurer sein, mich nicht dem Spiele der Parteien hingeben. Klar muß es in Frankreich sein, bis ich den Fuß dahin setze. Für jetzt ist meine Auf=

gabe, mich zur Führung eines Heeres fähig zu machen. Nichts was dahin zielt, darf ich versäumen. Das lernt sich nicht aus Büchern, pflegt man zu sagen, aber ist nicht jeder strategische Gedanke ein weckendes Vorbild, — jeder Entschluß eines großen Feldherrn in schwieriger Lage nicht eine Lehre, — jedes Eingehen in die Geschichte nicht ein lebendiger Verkehr, nicht blos mit denen, die sie schrieben, sondern auch mit denen, die sie machten?"

Ein zufälliger Blick auf ein Blatt, das eine Nachricht aus Polen gab, brachte ihn zu dem Ausruf: „Entsteht ein allgemeiner Krieg — schwindet für mich die Aussicht, Frankreich zu gewinnen, und steigt aus dem Wirrsal ein geeinigtes Polen empor, so wünschte ich, es gäbe sich mir. Eine schwere Sünde der Vergangenheit könnte gesühnt werden."

Ich verkannte nicht, wie viele Jugend in diesem Feuereifer war, aber ich ging darauf ein, ich nährte ihn, weil er der Möglichkeit einer würdigen Entwickelung des Prinzen die Thore öffnete. Graf Dietrichstein klagte über dessen geringe Ausdauer in den ihm vorgezeichneten Studien; aber konnte der Sohn Napoleons bei solcher Richtung des Strebens und solchem Schwunge im Herzen, das Lehenrecht und das bürgerliche Gesetzbuch anziehend finden? Mit Gluth hing er an der Kriegsgeschichte, an der Geschichte überhaupt und an allem, was ihm Vorbereitung für eine große Lebensaufgabe schien. Diese Gluth verdoppelte sich nun, wo er durch die Versicherungen des Freundes Glauben an sich und an die Zukunft gewann. Auf anderem Wege war er nicht zur Entwickelung zu führen. Seine Wünsche waren überdies die meinigen.

Ich rufe die ganze Geschichte Oesterreichs zum Zeugen, ob die Verbindung Frankreichs mit Oesterreich diesem nicht wünschenswerth und ob sie mit dem Hause Bourbon zu hoffen sei. Ich sah in Reichstadt für Oesterreich zunächst einen Feldherrn und möglicher Weise einen gewaltigen Verbündeten; ich sah in ihm einen Fürsten, der die Macht und die Ehre seines Volkes sich zur Aufgabe machen würde. Graf Dietrichstein nannte ihn gut, aber voll Stolz. Ich habe wohl Demuth, aber keine Spur von Stolz in ihm gefunden. Wie kindlich reichte er mir die Hand, wie bittend um Freundschaft! Ich war der erste Mensch, dem er sich völlig ausgesprochen. Hätte ich diese Hingebung mit Halbheit oder Feigheit erwidert, so würde ich sein Herz auf immer gebrochen haben.

Am nächsten Morgen trennten wir uns. Ich gab ihm eine Goldmünze Alexanders des Großen, die er wie ein Liebesgeschenk in den Busen steckte. Er ging mit dem Kaiser nach Wien und Baden, ich nach der Schweiz, und wollte nach Königswart, wohin mich Fürst Metternich beschieden hatte. In Zürich empfing ich am 1. August die Nachricht, daß der Thron der älteren Linie der Bourbone über den Haufen gefallen. Die Mächte wurden, nach meiner Ansicht, dadurch an die Wahl gestellt, entweder denselben wieder aufzurichten, nämlich Karl X. mit den Waffen in der Hand nach Paris zurückzuführen, wie sie 1814 und 1815 Louis XVIII. zurückgeführt hatten, auf die Gefahr hin, daß ihn das Land abermals ausstieße, oder sie konnten unter dem Vorbehalte ihrer nachträglichen Zustimmung oder Nichtzustimmung Frankreich dem Versuche überlassen, sich die Regierung einzurichten,

die es eben wollte, und im Falle es zur Monarchie zurückkehrte, den Herrscher aus eigener Wahl sich zu geben. Frankreich konnte den Sohn Napoleons verlangen und die Mächte konnten diesen Sohn, den Geburt und Erziehung an Oesterreich banden und der ihnen mehr Bürgschaft als Gefahr sein konnte, lieber auf dem französischen Thron sehen wollen als irgend einen Dritten. Es schien mir also zunächst, als läge nunmehr ein Stück Bodens unter den Füßen des Herzogs, auf den er seine Hoffnungen pflanzen konnte. In Freiburg, wenige Tage später, vernahm ich den Namen Orleans, aber ich konnte das Gewicht dieses Namens nicht beurtheilen. Er schien mir in den Ohren der Mächte wenig Anklang zu finden. In Nürnberg vernahm ich die Rückreise des Fürsten Metternich von Königswart nach Wien, und ging über Leipzig nach Berlin. In ganz Deutschland fand ich die Wünsche für den Sohn Napoleons, aber überall die Meinung, er sei durch Erziehung verstümmelt.

Angekommen in Wien fand ich im Kabinete den Entschluß Louis Philippe anzuerkennen bereits gefaßt.

Der Herzog bewohnte noch Schönbrunn. Graf Dietrichstein kam sogleich mich dahin einzuladen. Er theilte mir auch mit: Der Kaiser gehe damit um, das Haus des Herzogs zu bilden; unter den Offizieren, die ihn umgeben sollten, sei, auf Verlangen des Herzogs, auch ich in Vorschlag gebracht worden, Fürst Metternich aber habe meinen Namen unter einem freundlichen Vorwande*) von der Liste gestrichen. Mir hatte

*) Er sagte: „Diesen nicht, den brauche ich.“
Anmerk. d. Herausgebers.

der Fürst, den ich täglich sah, kein Wort darüber gesprochen. Der Grund seines Einspruches konnte mir nicht zweifelhaft sein und ich wußte, daß er nicht nachgeben würde. Dennoch mußte Graf Moritz auf des Herzogs Bitte noch einen Versuch wagen, diesmal zunächst bei Herrn v. Gentz, durch den man den Fürsten umzustimmen hoffte. Gentz, mir wohlwollend zugethan, nahm dem Grafen jede Hoffnung auf Erfolg; er sagte ihm gerade heraus, der Fürst würde dies nicht zugeben, und auch bei Hofe und auswärts herrschte die Meinung: „ich würde dem jungen Prinzen weitausgehende Pläne in den Kopf setzen." Gentz erzählte mir die Unterredung noch an demselben Abend. Durch den Herzog erfuhr ich, daß, außer den Erzherzogen Karl und Johann, der Hof gegen mich wäre. Seine Mutter hatte ihm dies gesagt, als er in sie drang, meine Zutheilung zu erwirken.

Ich hatte den Herzog bei dem ersten Wiedersehen mit einem seiner Lehrer, Hauptmann Foresti, gefunden. Wir waren innerhalb der freundlichsten Formen — aber doch Formen — geblieben und hatten kein vertrauteres Wort gewechselt. Ich errieth durch den Schleier seiner Ruhe, daß die Wellen der Zeit mächtig an sein Herz schlugen. Ein Händedruck und die Bitte, mit ihm recht bald die gewohnte Lesung aufzunehmen, was nur ein Vorwand sein konnte, ließen mich hinlänglich in sein Inneres sehen. Graf Moritz sprach mir entrüstet über die wenige Rücksicht in der Wahl der Personen, mit denen man den Herzog umgeben wolle — eine Vernachlässigung, in der er Absicht sah und die er — es schien mir damals, mit Unrecht — Fürsten Metternich

zuschrieb, denn die Wahl der Personen lag nicht an diesem; der Fürst hatte sich nur das Veto vorbehalten. Graf Moritz zitterte auch vor den lebhaften Wünschen und Hoffnungen des Herzogs, die im Grunde doch seine eigenen waren. Das Vorwaltende in ihm war die Liebe zum Herzog und hätte die Vorsehung diesem eine große Rolle bestimmt, der Graf würde sich daran berauscht haben.

Sowie ich den Herzog endlich allein sah, warf er sich mir in die Arme. Die Ereignisse wirkten auf ihn, als wären sie Stücke der Geschichte seines Lebens. Er bejammerte den zu frühen Sturz Karls X. Ich tröstete ihn mit der wohl nur kurzdauernden Dazwischenkunft Louis Philippe's, die seiner Jugend Zeit zur Reife erlaube. Er fürchtete ja selbst die Ueberstürzung der Zeit, denn einer seiner ersten Ausrufe war: „So wie ich heute bin, würde ich des Thrones meines Vaters würdig sein? Vermöchte ich der Schmeichelei, der Intrigue, der Täuschung mich zu erwehren? Weiß ich, ob ich zu handeln verstehe? Weiß ich, ob mich der Augenblick nicht überraschte?“ Ich beschwichtigte ihn, eben dadurch, daß ich den Fall Louis Philippe's, den ich allerdings für unvermeidlich ansah, doch keineswegs für nahe erklärte. Ich mußte ihm nun über meine Reise erzählen. „Antworten Sie mir, Freund, auf die Frage, die mir heute die wichtigste ist: wie denkt die Welt von mir? Erscheine ich ihr in der Verzerrung, in der so viele Blätter mich darstellen, gleichsam geistig entmannt, absichtlich durch die Erziehung verstümmelt?“ — „Seien Sie darüber ruhig,“ sagte ich ihm; „sieht man Sie nicht täglich auf den Straßen? und kann auch der mit den Ver-

hältnissen Unbekannteste Sie anblicken und an diese Erfindungen lügenhaften Schwindels glauben?" Ich erzählte ihm, wie ich in der Schweiz und in Deutschland Vielen begegnete, die, aus Anlaß des eben geschehenen Umsturzes in Frankreich, mit großer Wärme seiner gedachten; wie z. B. Rotteck in Freiburg mir die Ueberzeugung ausgesprochen: in dem Herzog sei die einzige Bürgschaft dauernder Ruhe für Frankreich und für den Frieden Europa's, und wie dieses Mannes Wort aus dem Munde gewiegter Männer, die ich ihm nannte, widerhallte. Er hörte dies gerne, dann sprang er über auf die beabsichtigte Bildung seines Hauses. „Sie kommen nicht zu mir," sagte er klagend, — „Metternich hat es meiner Mutter abgeschlagen — aber es wird die Zeit kommen, wo auch mein Wille gilt." Er besprach weiter die Absicht seines Großvaters, ihn sammt seinem Hause nach Prag zu senden und fand Gefallen an diesem Ortswechsel, der freiere Bewegung und bequemere Berührung mit der Welt in Aussicht stellte. „Ich muß mich loslösen, muß sehen und gesehen werden; die böhmischen Bäder ziehen Personen aus ganz Europa an; diese werden auch nach Prag kommen." Ich bemerkte ihm dagegen, daß für den Winter wenigstens Prag sicher kein so großes Feld wie Wien gäbe, und daß eben aus dem Grunde, der ihm für Prag zu sprechen schiene, ich dem Verbleiben in Wien das Wort redete. Einstimmend in den Wunsch, der ihn mächtig beherrschte, „sehen und gesehen werden", rieth ich ihm, von dem Kaiser die Erlaubniß zu erbitten, die diplomatischen und auch die einheimischen größeren Kreise besuchen und durch Rang, Stellung oder Verdienste

ausgezeichnete Männer nun, da sein Haus gestaltet werden sollte, empfangen zu dürfen. Grafen Moritz wußte ich dafür geneigt und ich sprach ja dem Herzog nach seinem Wunsche. Die Haltung, die er gegenüber der Welt anzunehmen habe, war ihm leicht und klar. „Hier kann ich nur den einen Theil meiner Gesinnung an Tag legen," sagte er, „warme Anhänglichkeit für Oesterreich. Die Armee ist meine Stütze; die kaiserliche Familie ist keine. Bricht der Krieg gegen die Orleans aus, so trage ich die Waffen gegen sie. Trage ich sie siegreich, so habe ich das französische Volk, das wahre Frankreich, für mich." Am Abend desselben Tages rühmte ich Herrn v. Gentz das zweifellos ausgezeichnete militärische Talent des Herzogs, um durch ihn den Fürsten Metternich zu bestimmen, die Erweiterung des militärischen Wirkungskreises des Herzogs zu beantragen. Ich selbst versuchte auf den Fürsten in diesem Sinne zu wirken — aber er wich dem Gespräche aus. Ich fühlte durch, daß ich keine Wahl hatte, als zwischen ihm und Reichstadt. Ich entschied mich, an diesem festzuhalten. Ich setzte meine Besuche bei diesem offen, ja mit berechneter Offenheit fort. Ich erwähnte selbst dem Polizeipräsidenten erzählungsweise meines innigen Verkehrs mit dem Herzog. Er sprach weder Billigung, noch Mißbilligung aus, gerade so wie der Fürst.

Gegen Ende August war General Belliard als Abgesandter Louis Philippe's am Wiener Hofe eingetroffen. Er verlangte ein paar Tage darauf, dem Herzoge aufzuwarten. Der Fürst schlug es ihm ab. Dieses Verlangen, sowie die abschlägige Antwort erfuhr ich durch Herrn v. Gentz, als eine

einfache Thatsache. Nichts berechtigte mich, sie mit Entschlüssen und Schritten der Napoleonischen Partei in Zusammenhang zu bringen. Ich blieb ohne Ahnung von der Gestaltung, der Kraft und von den Absichten dieser Partei. Die Frage also: will Frankreich den Sohn Napoleons? — diese für alle durch den Fall Karls X. und durch die Thronbesteigung Louis Philippe's angeregten Hoffnungen entscheidende Frage — blieb unbeantwortet. Erst nach dem Tode des Herzogs gab mir Fürst Metternich den Schlüssel zu seiner mir gegenüber eingehaltenen Vorsicht.

In diese Zeit fällt die Aufforderung des Fürsten an den Herzog, mit dem er sich im Vorzimmer des Kaisers getroffen, ihn zu besuchen. Der Herzog hatte Blick genug in den Gang der Welt, um den Menschen mit dem Minister nicht zu verwechseln. Er brachte weder Vertrauen mit, noch erwartete er solches zu finden. Er benahm sich mit Vorsicht und Takt, entwand sich aber dennoch dem Zauber nicht völlig, den der Fürst auf schwungvolle Gemüther und lebendige Geister in nicht geringem Grade zu üben verstand. Ich sah den Abglanz der Metternich'schen Worte auf seiner Stirne, als er sagte: „Gewiß, ich kann nicht anders erscheinen in der Welt, denn als der Enkel meines Großvaters; das ist auch des Fürsten Ansicht. In der Armee muß ich meine Zukunft suchen; das denke ich ja selbst. Das heutige Frankreich ist zunächst unberechenbar; aber gewiß ist, daß meine Jugend der Parteiungen dort nicht Meister werden würde." Diese Besorgniß war nur vorübergehend die seinige. Sie wurde in ihm wieder wach gerufen durch das Wort dessen, der sie vertrat.

Der Zweifel an der Haltbarkeit des Thrones Louis Philippe's war damals ein allgemeiner. Fürst Metternich sagte allen, die es hören wollten, es könne damit nicht drei Monate dauern. In der ersten Zusammenkunft mit General Belliard, der mit einem Schreiben des Königs an den Kaiser, das Versprechen des Friedens und die Bitte um Frieden enthaltend, gekommen war, stellte ihm der Fürst die Frage: „Glauben Sie, daß Napoleon auf dem Platze des Herzogs von Orleans sich erhalten könnte und glauben Sie, daß Louis Philippe so stark ist als Napoleon war?“ Wenn auch Oesterreich in den ersten Tagen des September Louis Philippe anerkannte, so änderte das weder am Hofe noch im Volke die Meinung. Aber General Belliard selbst dachte nicht anders. Er hatte, was ich freilich erst zwei Jahre später erfuhr, den Anwurf der Rücksendung des Sohnes Napoleons nach Frankreich gewagt, ein Schritt, der damals in Wien von Niemanden gekannt war als von dem Fürsten Metternich und dem Kaiser. Dieser hatte geantwortet: Als Souverän werde er freiwillig nie gegen sein Prinzip handeln; als zweiter Vater des Herzogs liebe er ihn zu sehr, um ihn zu politischen Wagestücken hinzugeben. Dem Herzog aber hatte der Kaiser gerade in diesen Tagen gesprächsweise die Möglichkeit eines Wandels in den Verhältnissen erwähnt, der diesen auf den französischen Thron führen könnte. Des Herzogs ganze Seele brannte, als er mir von diesen Aeußerungen des Kaisers sprach. Seine Träume nahmen Körper und wurden zu Hoffnungen. Er betrachtete sie als berechtigte und so dachten auch Graf Moritz und selbst die Erzherzogin Marie Luise, wie mich

Oberst Werklein versicherte. Niemand bei Hofe ahnte, was eigentlich vorging, aber daß der Kaiser, wenn auch nur gesprächsweise, das Wort gewagt, genügte, um den ganzen Hof für den Wunsch des jungen Herzogs zu stimmen. Dabei blieb es, denn Höfe sind gewohnt, ihre eigenen Geschäfte durch andere Leute machen zu lassen. Der Herzog war mit dem Kaiser zur Krönung des Kronprinzen Ferdinand nach Ungarn gegangen, von wo er erst nach vier Wochen zurückkehrte. Einstweilen war der Aufstand in Belgien ausgebrochen und Unruhe gleichsam in der Luft. Im Herzoge von Reichstadt eine Bürgschaft des europäischen Friedens zu sehen, drang sich mehreren unserer ausgezeichnetsten Köpfe auf. Fürst Franz Dietrichstein, ein Mann, der an Begabung wenige seines Gleichen in Oesterreich hatte und in den größten Verhältnissen aufgewachsen war, las mir eine Denkschrift von seiner Hand darüber vor. Ja, ich erinnere mich einer Unterredung mit Herrn v. Gentz, sicher einem der schärfsten politischen Denker unserer Tage, worin dieser mir zugab, daß es für Oesterreich keine wünschenswerthere Persönlichkeit für den französischen Thron als den Herzog von Reichstadt gäbe, aber freilich beisetzte, daß Fürst Metternich niemals für diese Lösung zu gewinnen wäre, weil seiner Ansicht nach hieraus nur allgemeiner Krieg hervorgehen würde. Diese Ansicht des Fürsten schreckte mich nicht, weil ich nicht daran glaubte. Ich wartete auf die Anarchie in Frankreich und sah in dem Herzoge von Reichstadt den zuletzt allen Kabineten und den Völkern genehmen Friedensfürsten. Ich hatte die Befriedigung, daß selbst Herr v. Gentz, nach langer, eingehender Unterredung,

diese Ansicht nicht verwarf und den Vortheil für Frankreich wie für Europa zugab, durch Wiederherstellung des Kaiserreiches, Frankreich der inneren Zerrissenheit zu entziehen und zu einer festen Gestaltung zu bringen.

Gleich nach der Rückkehr des Kaisers aus Preßburg wiederholte der Herzog bei dem Fürsten den Versuch, mich zum Begleiter zu erhalten. Der Fürst schlug es ihm unter den wohlwollendsten Aeußerungen für mich ab. Ich wußte damals bereits auch, daß der Fürst die Absicht, mich in Europa zu verwenden, fallen ließ und mich nur mehr für Griechenland bestimmte. Mich beirrte dieses Erbleichen meines Sternes nicht. Ich wußte mir keine Schuld. Erst das Verleugnen meiner Liebe und Treue für den Herzog hätte meinem Gewissen eine solche aufgebürdet.

Mein Verkehr mit dem Herzog blieb der innigste und Niemand hinderte denselben. Wir standen vor der Zukunft wie vor einer unersteiglichen Burg. Eines Abends fand ich ihn über dem Testamente seines Vaters im zweiten Bande der Memoiren Antomarchis. „Im vierten Punkte des ersten Artikels," sagte er, „liegt die Vorschrift für mein ganzes Leben." Dieser Punkt aber empfahl ihm, nie zu vergessen, „qu'il est né prince français.“ Das that er auch wirklich nicht und eben das war die ihm vom Verhängniß gegebene Folter. Er durchlief mit nicht zu ermüdender Geduld alle Wechselfälle der Zukunft und suchte für seine Wünsche nach einer lichten Stelle am Himmel. In militärischen Studien und Uebungen, in Spaziergängen und Ritten fand er Zerstreuung; wir lasen alle bedeutenden strategischen und ge-

schichtlichen Werke der Zeit, alle Veröffentlichungen, die sich auf seinen Vater bezogen, ob sie von Freunden oder Feinden geschrieben waren. Zum Anhaltspunkte für unsere Studien diente eine Sammlung von Auszügen, die ich mir in früheren Jahren aus französischen, italienischen, englischen und deutschen militärischen Werken gemacht hatte, um den Krieg in seinen Ursachen, Mitteln, Zufällen und Folgen zu studiren. Die verschiedenartigen Meinungen und Ansichten sprachen die Aufmerksamkeit des Prinzen so sehr an, daß er diese Sammlung sich fast ganz abschrieb, obwohl sie einen starken Band ausmachte. Er arbeitete überhaupt viel. Seine Auffassung war verhältnißmäßig langsam, aber sie drang auf den Grund. Noch liegen von seiner Hand Biographien berühmter Feldherrn der Neuzeit vor und militärische Aufsätze der verschiedensten Art. Aber mehr als das Schreiben fesselte ihn das Denken. Randbemerkungen von seiner Hand zu den Werken Vaudoncourt's, Segur's, Chambray's und Norvin's, zu den Aphorismen Montecuccoli's, zu den Memoiren des Prinzen Eugen, zu den ausgedehnten Schriften Jomini's, zu den Feldzügen des Erzherzog Karl, zeugen für seinen Ernst.

Einstmals, es war am 24. November, da ich Abends, wie gewöhnlich, zum Herzog kam, fand ich ihn sehr aufgeregt. Er trat mir mit raschem Schritte entgegen und gab mir einen offenen Brief. „Lesen Sie, Freund! — Was ist zu thun?“ Ich las:

Au Duc de Reichstadt, Vienne le 17 nov. 1830.

»Prince, je vous écris pour la troisième fois. Veuillez me faire savoir par un mot si vous avez

reçu mes lettres et si vous voulez agir en Archiduc autrichien ou en Prince français. Dans le premier cas, donnez mes lettres. En me perdant vous acquérez probablement une position plus élevée et cet acte de dévouement vous sera attribué à gloire. Mais si, au contraire, vous voulez profiter de mes avis, si vous agissez en homme, alors, Prince, vous verrez combien les obstacles cèdent devant une volonté calme et forte. Vous trouverez mille moyens de me parler que seule je ne puis embrasser. Vous ne pouvez avoir d'espoir qu'en vous. Que l'idée de vous confier à quelqu'un ne se présente pas même à votre esprit. Sachez que si je demandais à vous voir même devant cent témoins, ma demande serait refusée, — que vous êtes mort pour tout ce qui est français ou de votre famille. Au nom des horribles tourments auxquels les Rois de l'Europe ont condamné votre père, en pensant à cette agonie de banni par laquelle ils lui ont fait expier le crime d'avoir été trop généreux envers eux, songez que vous êtes son fils, que ses regards mourants se sont arrêtés sur votre image, pénétrez vous de tant d'horreur et ne leur imposez d'autre supplice que de vous voir assis sur le trône de France. Profitez de ce moment, Prince. J'ai peut-être trop dit; mon sort est entre vos mains et je puis vous dire que si vous vous servez de mes lettres pour me perdre, l'idée de votre lâcheté me fera plus souffrir que tout ce qu'on pourra me faire. L'homme qui vous remettra cette lettre se

chargera de votre réponse. Si vous avez de l'honneur, vous ne m'en refuserez pas une.

Napoléone C. Camerata.

„Wie kommen Sie zu diesem Briefe?" — „Durch den Diener meines Lehrers Obenaus." — „Wo sind die zwei ersten Briefe?" — „Ich empfing sie nicht." — „Der Brief ist vom 17. und heute haben wir den 24. Es ist unmöglich, daß die Polizei nicht Kenntniß von diesen Briefen habe." — „Das ist auch meine Ansicht," sagte der Herzog, „und hören Sie, was sie bestätigt. Seit ich Sie gesehen, bat mich Obenaus, wie dies einigemale im Jahre zu geschehen pflegt, Abends zu sich. Als ich die Stiege in seinem Hause hinauf ging, siehe da, eine Frau im schottischen Mantel, die heftig meine Hand faßt und küßt. Ich hatte keine Ahnung davon, wer es sein könnte. Die Stiegenlampe ließ mich kaum ihre Züge erkennen, aber diese waren mir so nahe, so bekannt. Eh' ich mich faßte, erschien Obenaus am oberen Ende der Stiege. „Que faites vous," rief er, „Madame?" — „Qui me refusera de baiser la main du fils de mon souverain?" antwortete sie. Ich eilte wortlos die Stiege hinauf. Dort erfuhr ich, daß es die Gräfin Camerata sei, die Tochter der Prinzessin Elise Bacciochi, an einen reichen italienischen Herrn vermählt, dieselbe, von der der Ruf sagte, daß sie trefflich ein Pferd zu bändigen und die Waffen zu führen verstand." Sie war seit ein paar Tagen in Wien und hatte den Herzog ein paarmal im Prater und in den Umgebungen, ohne ihm zu nahen, gesehen. Ein Verständniß zwischen der

Gräfin und Obenaus war nicht vorauszusetzen. Die Anwesenheit der Gräfin in Wien mußte zur Folge haben, daß alle ihre Schritte überwacht waren. Mir schien die Zulassung, daß dieser dritte Brief in die Hände des Herzogs kam, eine Probe, auf die man ihn stellte.

„Das denke ich auch," sagte der Herzog, „aber ich habe noch andere Bedenken. Wo ist in diesem Briefe die Hinweisung auf eine gesammelte Kraft? wo der Nachweis einer Partei, stark genug, um den Sohn des Kaisers zu stützen? Seine Familie war es, die den Kaiser verlor, — sie ist keine genügende Grundlage für mich — ich verehre, ich theile den Wunsch der Gräfin, — aber vertrauen kann ich ihrer sicher leichtsinnigen Zuversicht nicht."

Das war auch meine Ansicht. Wir setzten uns und entwarfen die folgende Antwort an die Gräfin: »Je viens de recevoir ce matin une lettre datée du 17, dont je ne comprends ni le retard, ni le contenu et dont je puis à peine déchiffrer la signature. Je suppose que c'est la main d'une dame. Les lois de la bienséance m'imposent de répondre. Vous concevez que ce n'est ni en Archiduc autrichien, ni en Prince français, pour me servir des termes de cette lettre, que je veux la recevoir — mais l'honneur me prescrit de vous faire connaître, Madame, que je n'ai pas reçu les deux premières, dont vous parlez, que celle à laquelle je réponds sera immédiatement livrée aux flammes et que le contenu, autant que je le devine, reste à jamais enseveli dans mon sein. Quoique très touché et

reconnaissant des sentiments que vous m'exprimez, je vous prie, Madame, de ne plus m'adresser de vos lignes.

Vienne le 25 nov.

Le Duc de Reichstadt.«

Wir beschlossen, daß der Herzog am nächsten Morgen den Brief und die gegebene Antwort dem Kaiser vorlege, sich aber von ihm erbitte, die Gräfin ob dieser Sache nicht behelligen zu lassen.

So glaubten wir, allen Rücksichten genügt zu haben, selbst für den Fall, daß die Antwort in die Hände der Polizei fiele. Unserer Meinung mißtrauend, kamen wir noch auf den Gedanken, Fürsten Dietrichstein, in dessen Gesinnung wir vertrauten, den ganzen Vorfall mitzutheilen. Ich übernahm dies und wollte am Morgen des folgenden Tages zu ihm.

Früh 9 Uhr erhielt ich von dem Herzog die folgenden Zeilen: „Gestern Abend 9 Uhr erhielt ich ein Schreiben von derselben Hand, wie das, welches heute Ihre Unterredung mit dem Fürsten D. veranlassen sollte. Ich theilte es heute dem Baron Obenaus mit, der fest beschlossen hat, alles dem Grafen Dietrichstein zu sagen. Daher will ich es ihm selbst eröffnen mit dem Vorschlag, den Fürsten D. um Rath zu fragen. Sie, liebster Freund, müssen ganz aus dem Spiele bleiben; daher übersenden Sie mir sogleich den Brief der besagten Frau, nebst meiner Antwort. Gehen Sie nicht zum Fürsten D. und sprechen Sie Niemanden davon."

Der Herzog hatte mit Recht in Baron Obenaus und in Grafen Moritz vertraut. Er fühlte auf das wärmste die

der Gräfin Camerata schuldige Rücksicht und ließ ihr noch am Morgen die beschlossene Antwort auf sicherem Wege zukommen. Bald darauf kam Fürst Dietrichstein, von seinem Bruder gerufen. Der Herzog deckte ihm den ganzen Vorfall auf und legte ihm die beiden Briefe und die Abschrift der Antwort auf den ersten vor. Graf Moritz war zugegen. „In Ihren Jahren, Prinz, hätte ich gehandelt wie Sie," sagte der Fürst, „in den meinen hätte ich den Brief gelesen, mir dessen Inhalt notirt, den Brief verbrannt, und keinem Menschen eine Silbe davon gesagt." Auch Fürst Dietrichstein theilte unsere Meinung, daß der Polizeiminister von dem Vorfall unterrichtet sein müßte, befürchtete aber keinerlei Verlautbarung. Er hatte überhaupt die Ansicht, daß Fürst Metternich nicht ohne Hintergedanken bezüglich des Herzogs sei, da er sonst nicht seine und meine Berührung mit demselben zugeben würde. Uebrigens ging des Fürsten Dietrichstein Ansicht dahin, daß der Herzog jede Lockung seiner Familie, die nicht von Lucien oder Josephe ausginge, zurückweisen müßte.

Bevor die Gräfin Camerata Wien verließ, sah ich sie nach dem Wunsche des Herzogs. Sie hatte viele Haltung und kein Vertrauen in mich; ich keines in sie. Ich stellte ihr vor, wie ihre Unbesonnenheiten die Augen der Polizei herausgefordert haben mußten, also dem Herzog nutzlos Verlegenheiten bereiten konnten und der ihm zugestandenen Bewegungsfreiheit offenbar zum Nachtheile kamen. Ich sprach mit Wärme über sein Wesen und seinen Charakter, über die volle Freiheit, in der er sich befand, sich mit der Geschichte

seines Vaters zu beschäftigen, über die Liebe, mit der er dies that, über seine Gesinnung und Wünsche, über die Bücher, die wir zusammen lasen, worunter ich O'meara, Lascasas, Antomarchi, Montholon, überhaupt alles, was aus St. Helena gekommen war, nannte. Sie hörte dies mit Verwunderung und sichtbarem Vergnügen an. Ich warf einige Zweifel über die Stärke der Partei hin, die für den Sohn des Kaisers einzutreten Willens wäre. Sie wußte mir hierauf nichts zu sagen, als allgemeine Versicherungen, die wohl ihre Wünsche, nicht aber ihre Kräfte nachwiesen. Sie entließ mich mit achtungsvollen Ausdrücken für den Herzog und drückte mir warm die Hand. Als ich an der Thüre war, ging sie noch einmal auf mich zu, und mit einem Blicke, in dem der Glaube stärker als der Zweifel war, gab sie mir noch einmal die Hand. Gleich darauf reiste sie ab.

Der Aufstand in Belgien berührte den Herzog nur insoferne, als er die Wahrscheinlichkeit baldigen Krieges erhöhte, also der Augenblick näher gerückt erschien, in welchem der Sohn Napoleons seinem Drange und seiner Ueberzeugung entgegen zu Hause bleiben oder versucht werden müßte, dem Testamente seines Vaters untreu zu werden. Die Erhebung Polens fügte zu dieser Folter eine schmerzlichere. Er liebte dieses Volk der militärischen Eigenschaften und der Anhänglichkeit wegen, die es seinem Vater bewiesen; er haßte die Russen, und war entrüstet über den Undank Frankreichs. Der Gedanke, an die Spitze der Polen zu treten, war in dieser Zeit mächtiger als jeder andere, und es unterliegt

keinem Zweifel, daß er sich mit Freuden und ohne jedes Zögern nach Polen hätte entführen lassen, würde sich der Entführer gefunden haben. Er würde Wunder gethan haben an der Spitze dieses Volkes, dem er mehr Schwung der Tapferkeit und der Treue, mehr Vaterlandsliebe und Begeisterung zutraute als den Franzosen.

Mit jedem drohenden Ungewitter im Westen wie im Osten schlugen die Wellen von dort bis an sein Herz.

Gerade in diese Tage fiel meine nähere Begegnung mit dem Marschall Marmont, welche die Veranlassung zu derjenigen des Herzogs mit ihm wurde. Der Marschall, bald nach den Julitagen nach Wien geflüchtet, schloß sich fast ausschließlich an Fürsten Metternich und wurde der Hausfreund der Gräfin Molly Zichy, der späteren Schwiegermutter des Fürsten. Er war diesem insbesondere durch seine technischen Kenntnisse und Erfahrungen angenehm. Stundenlange saßen sie zusammen, um über Maschinenwesen, Industrie, Landwirthschaft u. s. w. zu reden, durchaus Lieblingsgegenstände Metternich's. Der Marschall war aber auch ein witziger Erzähler, von den gewandtesten Formen und reich an Erinnerungen. Sein Gedächtniß bewahrte einen Schatz bezeichnender Züge und merkwürdiger Aeußerungen hervorragender Männer seiner Zeit. Ich traf ihn nicht selten. Am 26. November aß ich mit ihm bei Fürst Metternich, mit der schönen Melanie Zichy, des Fürsten Braut, ihren Eltern und mit unserem mehr geistreichen als verständigen Generalkonsul in Aegypten, Herrn v. Acerbi. Die Unterhaltung war äußerst lebendig und rollte hauptsächlich über

Aegypten, das der Marschall unter von den heutigen so abweichenden Verhältnissen gekannt hatte. Ich vertheidigte die Einrichtungen Mehmed-Ali's gegen ihn und Acerbi, als die allein der Natur des Landes entsprechenden, und demselben mehr Segen bringenden, als dies bureaukratischen Verwaltungen je möglich ist. Der Fürst trat meist auf meine Seite. Dann ging Marmont auf die Julitage und weiter auf Napoleon über. Er erzählte unter Anderem, zur Ergötzung der Gesellschaft, daß der Kaiser Augenblicke gehabt, wo er scherzhaft beklagte, sich nicht himmlischen Ursprungs halten und geben zu können. „Il n'y a qu'un homme dans l'histoire, qui me désespère," habe er einst zu Montalivet gesagt, „c'est Jesus Christ," und zu einem andern: „Je suis venu trop tard; voyez Alexandre; il se donne pour fils de Jupiter et tout le monde le croit. Aujourd'hui les dames de la halle me jeteraient de la boue, si je me donnais pour fils de Dieu."

Ich wußte, daß er sich viele Mühe gab, um den Herzog zu sehen. Mir erschien für den Sohn Napoleons ein Mißgriff, den Marschall zu empfangen. Anders dachten sowohl Graf Moritz als auch der Fürst, dessen Bruder, anders auch der Herzog selbst. Alle drei hielten die Gelegenheit für höchst günstig, durch das Mittel eines solchen Mannes Frankreich aufmerksam auf den Prinzen zu machen und wünschten die Begegnung mit ihm, beriethen auch bereits, wie eine Zusammenkunft herbeizuführen sei. Ich fügte mich dieser Ansicht. Nach Tische sagte ich dem Marschall in einer Fensternische: „Warum sehen Sie den Herzog von Reichstadt

nicht?" Das griff der Marschall mit Wärme auf, fast bewegt und erfreut. Doch deutete er Zweifel an, ob er auch gerne gesehen wäre. „Sicher," antwortete ich. „Der Herzog wird in Ihnen nur den ältesten Kriegsgefährten seines Vaters sehen und Gerüchte, die der Parteihaß in die Welt hinauswirft, beirren ihn nicht. Selbst wo er nicht klar zu sehen in der Lage ist, legt er die Schuld auf das Gewicht der Ereignisse, nicht auf den Mann, der so viele Beweise von Anhänglichkeit und Treue gegeben." — „Er erkennt mich also," sagte der Marschall, „denn so ist es?" Da trat ein Dritter zu uns. Später kam das Gespräch, ich weiß nicht mehr wie, auf die Gräfin Camerata, deren Anwesenheit in Wien bekannt geworden war. Ich beobachtete scharf seine Züge, fand aber nichts Beunruhigendes. Der Marschall schilderte sie als eine Närrin.

Am zweiten Tage darauf ließ mich Fürst Dietrichstein dringend zu sich bitten. Marmont war Tags zuvor bei ihm gewesen und hatte ihn vermocht mich zu ersuchen, ihn sehen zu kommen. Ich ging diesem Wunsche gemäß den Marschall zu sehen, der mich sehr zuvorkommend aufnahm, aber mir den Eindruck machte, als sei er unsicher, wie er mich anfassen solle. Er begann mit einigen Worten über die Lage Frankreichs, dann vertheidigte und belobte er Louis Philippe, ohne auf dessen Bestehen sicher zu rechnen; er wünschte dessen Dauer, hoffte sie fast, denn er wäre stark durch Kammer, Nationalgarde und durch die besitzende Klasse. Daß diese Hoffnung zur Zuversicht würde, hing nach seiner Ansicht nur noch an dem Ausgange des Prozesses gegen die Minister.

„Unter Karl X. hätte man sie hinrichten müssen,“ sagte er; „da man aber den König aus dem Lande gejagt, so habe man kein Verdammungsrecht mehr gegen sie.“ Dann frug er nach Reichstadt. Ich schilderte den Herzog nach ganzer Wahrheit meiner Auffassung, dessen Besonnenheit und Selbstbeherrschung im Umgange, dessen Denkweise. Ich drückte ihm meine Ueberzeugung aus, daß der Herzog erfreut sein würde, ihn zu sehen und glaubte, daß dies am leichtesten in den Salons des Fürsten Metternich, der Herzogin von Sagan oder der Gräfin Molly Zichy geschehen könnte, da diese Kreise für alle Theile die unbedenklichsten wären. Der Marschall errieth, daß ich seine Beziehungen zu Metternich zu schonen beabsichtigte oder dachte er, daß ich mich gegenüber dem Fürsten decken wollte, genug er schien zufrieden mit meiner Aeußerung und wollte Fürsten Metternich offen den Wunsch der Begegnung mit dem Herzoge aussprechen. Er sagte mir noch manches, was er wahrscheinlich dem Herzog wiederholt wünschte, z. B. daß er in seinem ganzen Leben keinen Menschen lieber gehabt als Napoleon, nur habe er Frankreich noch lieber haben müssen, und wie ihm Napoleon in einer Nacht während des Krieges von 1813 einstmals lange in „seiner doktrinären Weise“ den Unterschied zwischen einem homme d'honneur und einem homme de conscience aus einander gesetzt und gleichsam mit Prophetengabe auf ihn, den Marschall selbst, angewendet habe u. s. w. In dieser Unterredung überwog entschieden die Vorsicht. Der Marschall verschwieg mir sorgsam, was ihm in dieser Zeit nicht unbekannt geblieben sein konnte, über Zahl und Ernst der Napoleonischen Partei. Das konnte ich freilich erst später beurtheilen.

Der Herzog hatte keine Meinung vom Marschall als Charakter, aber er sehnte sich über die Jugend seines Vaters von dem ältesten Waffengefährten desselben zu hören; auch lag ihm überhaupt daran, mit einem so bedeutenden Manne in Berührung zu kommen, durch ihn nach Frankreich von sich hören zu machen und dort einen Vertreter für seine Befähigung und für seine Sohnesliebe gegenüber den Lügengerüchten, die eine verblendete Partei aus Haß gegen Oesterreich in die Welt hinausgeworfen hatte, zu gewinnen. Die Erwartung der Zusammenkunft beschäftigte ihn und hob ihn über die Engen der militärischen Umgebung weg, die man ihm, in bester Absicht aber mit wenigem Verständniß seiner Natur, damals schon gleichsam versuchsweise zutheilte. General Graf Hartmann, der an die Stelle des Grafen Moritz Dietrichstein treten sollte, war ein Ehrenmann, aber trocken und schwunglos. Mehr sagte dem Herzog der Rittmeister von Moll zu, der ihm mit einem Hauptmann von Standeiski gleichfalls beigegeben war. Aber er fühlte heraus, daß ein Ideenaustausch, ein vertrauteres Verhältniß mit keinem dieser Herren möglich war. Er hatte also kein Verlangen darnach und es blieb bei den gewöhnlichen Formen.

Die Nachrichten aus Polen, die im Dezember in Wien einliefen, wirkten auf ihn wie elektrische Schläge. Aber es kostete ihm scheinbar nicht die geringste Mühe, seiner Umgebung diese Eindrücke zu verbergen. In seinem blassen und schönen Antlitze las man nichts von den inneren Stürmen. Waren wir aber allein, las er von den Anstrengungen der Polen und besah dann seine vier Mauern, so warf er sich oft wie

ein Verzweifelter auf sein Ruhebette, beklagte seine Lage und das undurchdringbare Dunkel der Zukunft, das ich so wenig aufzuhellen vermochte als er.

An einem solchen Tage gab er mir als Liebespfand eine Zeichnung von seiner Hand, mit seinem Namen unterzeichnet, die er vor seinem Pulte aufgestellt hatte. Es war ein Pferd seines Vaters, nach Vernet.

Er folgte mit der größten Aufmerksamkeit, als wäre es seine eigene Sache, den kriegerischen Ereignissen und zitterte über die Mißgriffe, die er seinem richtigen Blicke zufolge begehen sah, und die ihn für den Ausgang des Kampfes fürchten machten. Der Gedanke, ihn den Polen zum König zu geben — den Damm gegen Rußland wieder aufzurichten — war selbst in einem Theile der höheren Gesellschaft in Wien aufgewacht; die Fürstin Grasalkovich, geborene Fürstin Esterhazy, eine geistreiche obwohl leidenschaftliche Frau, vertheidigte im Cirkel des Fürsten Metternich lebhaft diesen Wurf und hatte warme Stimmen ihrer Landsleute hinter sich. Daß Oesterreich durch europäische Verträge und selbst durch die Zustände in Frankreich gebunden war, bedachte sie nicht und eben so wenig, daß der Fürst, in diesem Kreise, bezüglich des Herzogs keinen anderen Ausspruch thun konnte, als: „ein für allemal ausgeschlossen von allen Thronen!“

Bald nach Anbruch des neuen Jahres — 1831 — erzählte mir der Herzog ein Gespräch mit dem Kaiser, worin ihm dieser gesagt hatte: „Wenn das französische Volk dich verlangte und die Alliirten es zugäben, so würde ich nichts dagegen haben, dich auf dem Throne von Frankreich zu

sehen." — Solche Worte aus solchem Munde waren ihm Trost und Qual.

Wir hatten keinen Maßstab für den Ernst, für den Umfang, für das Gewicht der Bestrebungen der Napoleonischen Partei; wir durften deren voraussetzen, wir konnten nicht zweifeln daran — aber wo eine Bürgschaft des Gelingens, wo die Berechtigung zum Vertrauen, daß die Anarchie nicht abermals den Wiederaufbau der Kaiserlichen Regierung in Trümmer schlagen werde? Fürst Dietrichstein, der Frankreich vor Kurzem durchreiset, konnte uns des Bestehens dieser Partei versichern — er kannte sogar aus Montholon's Munde die Einrichtung, die man dem wiederhergestellten Kaiserreich geben wollte — aber er hielt dennoch den Augenblick nicht für gekommen, obwohl er an dessen Kommen nicht zweifelte. Es gab also auch nach dieser Seite nur einen Blick in's Dunkle und die Tage gingen und gingen.

Die Hoffeste und Bälle, die mit dem Jahre begannen, brachten einige Zerstreuung mit sich. Der Herzog begegnete der freundlichsten Auszeichnung. Die Anmuth seiner Gestalt, die Schönheit seiner Züge, sein Geist, die Leichtigkeit, mit welcher er sich ausdrückte, das Gewählte seiner Formen und Kleidung, vor allem sein Schicksal, übten eine anziehende Kraft. Die Frauen, gegen welche er sich sehr liebenswürdig und achtungsvoll erwies, betrachteten ihn mit außerordentlichem Wohlwollen. Er hatte keine sinnliche Richtung, aber Schönheit und Geist in Frauen zogen ihn an. Schönheit und Lebensfrische, die für Geist genommen werden konnten, waren vereint in der Gräfin ***, einer geborenen Fürstin ***.

Der Herzog redete sich Anfälle von Schwärmerei für sie ein, in der ihn Graf Moritz Esterhazy, ein junger Mann voll Wissen und geselligem Talente, damals Gesandtschaftssekretär und dem Herzog ein angenehmer Umgang, bestärkte. Nichts Heilsameres hätte in dieser Zeit zerstörenden Kampfes im Inneren ihm begegnen können, als Liebe für ein edles, geistreiches, schwungvolles Weib. Ich trat aber dieser Neigung entgegen; ich fürchtete, daß die schöne Gräfin, die mir eine in der bequemen Kinderstube des Salons erzogene Frau erschien, statt den Charakter des Herzogs zu stählen und seinen Geist mit großen Gedanken zu nähren, ihn mit dem Rost der Gewöhnlichkeit umziehe. Auch ermüdete den Herzog dies Verhältniß bald, das sich auf Tändeleien auf Bällen und in Gesellschaften beschränkte und nur zu einem Wagestücke Anlaß gab, dessen ich später erwähnen werde.

Wie es Fürst Metternich nicht selten mit denen zu halten pflegte, welche er irgend verwenden wollte, hatte er auch Grafen Hartmann aufgefordert, selbst die Vorzeichnungen zu entwerfen, die er sich bei dem Eintritte des Prinzen in die Welt gegeben wünschte. Der Graf glaubte sich seinerseits darüber mit dem Herzog besprechen zu sollen und dieser trug ihm an, ihm zur Lösung dieser Aufgabe die Elemente zu liefern. Der Graf nahm dies an. Der Herzog setzte sich sogleich an die Arbeit, schrieb aber auch mir, meine Beihülfe sich erbittend. Um drei Uhr sandte ich ihm, was ich niedergeschrieben. Er hatte bis dahin selbst einen Entwurf ausgearbeitet, der sich über seine Stellung verbreitete und worin er mit Schärfe die Möglichkeit, auf den französischen Thron zu kommen, entwickelte und daraus Schlüsse

zog für die Behandlungsweise, die man im Auge halten müsse. Es bedurfte geringer Mühe, ihm darzuthun, wie dies weder zu dem, der die Weisungen geben, noch zu dem, der sie erhalten sollte, passe. Er erkannte dies, nahm meine Arbeit zur Grundlage, überarbeitete darnach die seinige und gab sie unbefangen an Grafen Hartmann. Dieser hatte nicht den Muth, Fürsten Metternich diese Arbeit als die seinige vorzulegen, glaubte sich aber auch nicht fähig eine andere zu machen. In dieser Noth vertraute er sich Grafen Moritz. Dieser bangend, daß in den Augen des Fürsten Metternich die Betheiligung des Herzogs an dieser Arbeit an und für sich schon eine Anmaßung erscheinen könnte, kam in Eile mich zu bitten, dem General das gefährliche Blatt aus der Hand zu nehmen und ihn zu vermögen, gegen den Fürsten zu schweigen. Dem Grafen zu beweisen, wie irrig seine Auffassung, wie zufrieden wahrscheinlich der Fürst sein würde, wenn ihn Graf Hartmann der Mühe eigener Arbeit überheben würde — wie entsprechend endlich die Arbeit selbst sei (er kannte nur die umgestaltete), das wäre vergeblich gewesen. Ich ging zu Grafen Hartmann, der seinerseits sein Vertrauen in Grafen Moritz bereits bedauerte und mich auch seinerseits anging, von diesem die Zusage zu erwirken, von dem ganzen Vorfall dem Fürsten keine Erwähnung zu thun. Ich brachte den General dahin mich zu ersuchen, den Aufsatz, zu dem er einige Noten gemacht hatte, dem Herzog zurückzugeben und die Sache auszugleichen. Kaum war ich aus dem Zimmer, so zerriß ich das Papier, um es nicht in die zitternde Hand des Grafen Dietrichstein fallen zu lassen, der, wie ich vorher-

gesehen, mich in den Gängen der Burg erwartete. So diente ich allen dreien, eigentlich aber meinem unglücklichen Freunde, dessen so natürlichen von Grafen Hartmann herausgeforderten Schritt man bei Hofe wohl mißverstanden hätte. „Mit welchen Menschen umgibt man mich!“ — rief der Herzog damals aus — „und an diesen Vorbildern soll ich mich aufrichten, aus ihrem Beispiele lernen!“

Das Original meines Entwurfes und die erste Arbeit des Herzogs hatten wir schon früher verbrannt und verbrannten auch die Reste der zweiten. Es blieben nur die Noten des Grafen Hartmann übrig, welche Graf Moritz als bezeichnend für den Mann, der ihn beim Herzog ersetzen sollte, belächelte. Nach einigen Tagen verbrannte der Herzog auch diese Noten. Da jeder Betheiligte Interesse hatte zu schweigen, so blieb die ganze Geschichte wirklich bis nach dem Tode des Herzogs verschwiegen.

Nur zwei Tage nach diesem Vorfall trafen sich der Herzog und Marschall Marmont auf einem Balle bei Lord Cowley, dem englischen Botschafter (25. Jänner). Der Herzog trat dort zum erstenmale, wie man zu sagen pflegt, in die Welt und jedes Auge war auf ihn gerichtet. Er glänzte in Schönheit und Jugend. Die Blässe seines Antlitzes, der Zug der Wehmuth um seinen Mund, sein warmes und strenges Auge, das Maß und die Ruhe in allen seinen Bewegungen, machten ihn hinreißend. Ich stand neben ihm, als der Marschall sich näherte und einige Worte sprach, die ein unsicheres Gewissen ihm eingegeben haben mochte. Der Herzog unterbrach ihn mit dem viel überlegten Worte: „Ich sehe in Ihnen

nur den ältesten Waffengefährten meines Vaters" — und reichte ihm die Hand. Der Marschall war entzückt und bat ihn, sich vom Fürsten Metternich erbitten zu dürfen, ihn öfters zu sehen. Der Herzog gestand ihm dies in verbindlichen Ausdrücken zu. Es war eine selbst mir unerwartete Würde in allen Aeußerungen des Herzogs. Der Marschall stand neben ihm ehrfurchtsvoll, wie er vielleicht niemals vor Napoleon gestanden hatte. Die Stadt war am Morgen darauf voll von dem Auftreten und von dem Erfolge des Herzogs. Graf Moritz schüttete mir die ganze Freude seines Herzens darüber aus. Man ließ sich übrigens in der Gesellschaft nicht nehmen, der Herzog habe dem Marschall Vorwürfe wegen des Verraths an seinem Vater gemacht und ihn bis zu Thränen gerührt. Beides ist unwahr. Fürsten Metternich regte die Haltung des Herzogs diesen Abend zur Aeußerung an: „Der Herzog ist ein vortrefflicher Schauspieler." Das war er auch diesen Abend. Er klagte mir über die Mühe, die ihm der Abend gekostet hatte, insbesondere über die besorgte Liebe des Grafen Moritz, der ohne Unterlaß um ihn herumschwirrte und ihm in's Ohr raunte: „Sie reden zu wenig," oder: „Sie sind zu verträumt," oder: „Sie halten sich nicht gut" u. s. w. Wir drückten uns im Vorübergehen ein paarmal die Hände. „Bin ich Ihnen recht?" fragte er mich. — „Ja," antwortete ich freudig. — „Aber was soll ich aus dem Tadel des Grafen Moritz machen?" — „Vergessen Sie nie, daß Sie der Sohn Napoleons sind! Dies Bewußtsein wird Sie richtig führen."

Eine andere Begegnung des Herzogs in diesen Tagen

war die mit dem Marschall Maison. Sie trafen sich auf einem Balle bei Fürsten Metternich (28. Jänner). Obwohl Botschafter Louis Philippe's, war der Marschall, ein derber Mann, in Wort und Gesinnung für den Herzog. Wenige Stunden früher hatte dieser mit mir die Haltung besprochen, die er ihm gegenüber beobachten wollte, nämlich über die heutige Stellung des Marschalls ganz wegzusehen und in ihm blos den gewesenen General des Kaisers zu beachten. Ich wohnte diesem Balle aus einem mir nicht mehr erinnerlichen Grunde nicht bei. Graf Moritz aber erzählte mir Tags darauf, wie Haltung und Gespräch des Herzogs tadellos gewesen. Auch war der Marschall des Lobes des Herzogs voll und trat damit so laut hervor, daß im Salon Metternich's darüber die seltsamsten Aeußerungen gemacht wurden. Dem Fürsten sowohl als Herrn v. Gentz machte der Botschafter Louis Philippe's geradezu den Vorwurf, im Jahre 1815, nach den hundert Tagen, nicht Marie Luise mit ihrem Sohne nach Paris gesendet und sich dadurch die abermalige Zurückberufung Louis XVIII. erspart zu haben. Auch Marmont sprach überall das Lob des Herzogs. Er hatte sich vom Kaiser die Erlaubniß erwirkt, dem Herzog seine militärischen Erfahrungen mittheilen zu dürfen. Der Kaiser, auch Fürst Metternich, waren es zufrieden. Am 31. Jänner besuchte Marmont den Herzog zum erstenmale, hielt sich lange bei den Umständen auf, die ihn zur Capitulation von Essone genöthigt hatten, erzählte dann den Feldzug Bonaparte's vom Jahre 1796 und schied nach zwei Stunden mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen und den Feldzug von 1814

erzählen zu wollen. Er sah ihn nun öfters. In einem dieser Gespräche hatte der Herzog, der die Worte des Marschalls an mich kannte, den Takt, ihm zu bemerken, wie ihm der Unterschied zwischen einem Manne von Ehre und einem von Gewissen oft Nachdenken gemacht habe und wie er dem letzteren den Vorzug gebe. Der Marschall, der die Absicht errieth, war entzückt hierüber. Der Herzog bewunderte seinerseits die geistige Frische, das Gedächtniß, die Darstellungsgabe des Marschalls, aber er fühlte sich nicht hingezogen zu vertrauen. Das war auch meine Stimmung. Mir erschien die Annäherung des Marschalls an den Herzog nicht ohne Berechnung; sie konnte ein Zwangsmittel gegen Louis Philippe sein, mit dem er seinen Frieden machen wollte, oder eine Einleitung für den Fall, daß dieser König, wie man damals glaubte, sich nächstens den Hals bräche.

Der Erfolg des Herzogs bei beiden Marschällen erfreute auch den Kaiser sehr; einmal weil er den Prinzen liebte und dann, weil auch ihm der Wunsch nicht ferne lag, ihn auf dem französischen Throne zu sehen. Er sprach ihm immer wieder in dem Sinne, als wenn er im Hintergrunde der Ereignisse diesen Thron für wahrscheinlich hielte. Er sprach von der Möglichkeit des Krieges und verhehlte ihm dann den Wunsch nicht, daß in Frankreich die Sachen eine Gestaltung nähmen, die es möglich machen würde, Louis Philippe durch den Herzog, seinen Enkel, zu ersetzen. Dies bestärkte und ermuthigte den Herzog und trug ihn durch längere Tage in gehobener Stimmung. Das sprach sich auch in kecken Reitübungen und in jugendlichen Scherzen aus. Eines Tages

erzählte er mir, daß er in vergangener Nacht mit Grafen Moritz Esterhazy, dessen heitere Gesellschaft ihm erfrischend war, in Maske die Redoute besuchte und von derselben der Gräfin *** nach ihrer Wohnung folgte, wo sich gleichfalls eine Gesellschaft zum Tanze vereiniget fand, der die beiden Masken, nur der Frau des Hauses bekannt, ein ungelöstes Räthsel blieben. Der Herzog sah die Unbesonnenheit ein, aber er hatte der Lockung nicht widerstehen können, etwas zu thun, was sicher Niemand bei Hofe dachte, daß er es wage und könne. Die Sache war glücklicherweise verschwiegen geblieben, was ich später erfuhr, damals aber nicht glaubte.

Graf Hartmann stand einstweilen vor den Weisungen, die er sich selbst entwerfen sollte, als vor einer Aufgabe, die ihn mit schwerer Verantwortlichkeit belastete. Er erklärte dies dem Fürsten Metternich in den letzten Tagen des Jänner. Der Graf war die Wahl des hoch im Vertrauen des Kaisers stehenden kaiserlichen Generaladjutanten F.-M.-L. Baron Kutschera gewesen. Der Fürst nahm also die Ausarbeitung auf sich und versprach sie demnächst zu liefern. Es ist meines Wissens bei dem Versprechen geblieben.

Indessen war die Welt nicht blos durch die Vorgänge in Frankreich, Polen, Belgien bewegt. Auch in Italien brachen Unruhen aus. Am 19. Februar kam die Nachricht nach Wien, die Herzogin von Parma sei von dem Volke gefangen gehalten. Kaum vernahm dies der Herzog, so eilte er zum Kaiser mit der Bitte, seiner Mutter zu Hülfe eilen zu dürfen. In milden und ehrenden Worten schlug der Kaiser die Bitte ab, um, wie er sagte, nicht neuen Umsturz

in Frankreich oder Krieg hervorzurufen. Der Herzog mußte sich darauf beschränken, seiner Mutter in einem Briefe seine Besorgniß, seinen Kummer, seine Wünsche auszudrücken. Schon der nächste Morgen brachte die Nachricht, daß der Herzogin die Flucht nach Casal-Maggiore gelungen war.

Unbekannt mit den Umtrieben der bonapartischen Partei auch in Italien, hatte ich an eben diesem Morgen, in Gegenwart des Fürsten, Grafen Sedlnizky über das Begehren des Herzogs, als einer natürlichen und edlen Bewegung des Sohnes für die Mutter, gesprochen, bemerkte aber, daß meine Bevorwortung den Fürsten unangenehm berührte. Er hatte kurz früher dieselbe Auffassung des Begehrens des Herzogs beim Kaiser zu bekämpfen gehabt und glaubte wohl an einen Zusammenhang zwischen meiner Anschauung und der des Kaisers, was durchaus nicht der Fall war. Was zwischen dem Fürsten und dem Kaiser vorgegangen, hatte dieser selbst dem Herzog erzählt. Von diesem erfuhr ich es. Im Kaiser hatte das Herz seine Rechte. Er kam am 21. Februar noch einmal auf den edlen Drang des Sohnes, der für seine Mutter gezittert hatte, zurück, belobte den Herzog darüber, und im weiteren Gespräche mit demselben wiederholte er seinen geringen Glauben in die Haltbarkeit Louis Philippe's und nahm nicht Anstand, ihm abermals die Aussicht, auf den französischen Thron zu gelangen, als eine mögliche Fügung zu bezeichnen. Durch Nachrichten angeregt, die dem Herzog so wie mir völlig unbekannt waren, gefiel er sich, mit ihm auch von der Wirkung zu sprechen, die dessen Erscheinen an der französischen Grenze durch das weite Land

hervorrufen würde. „Erschienest Du auf der Brücke zu Straßburg, so würde es mit den Orleans in Paris nicht mehr lange dauern.“ Glühend wiederholte mir der Herzog diese Worte des Kaisers, und wie er diesem erwidert: daß er wohl auf den Ruf der französischen Armee, nie aber im Gefolge der Bajonette der Verbündeten, Frankreich betreten möchte. Der Kaiser antwortete darauf nichts als die Worte: „Warum, Franz, bist Du nicht um einige Jahre älter!“

Das Alles lag wie eine Last, die täglich am Gewichte zunahm, auf des Herzogs Seele. Er sagte damals: „Käme es so weit, daß ich die Waffen siegreich selbst gegen Oesterreich trüge, es würde ein Dienst sein, den ich Oesterreich leistete.“ Eine Ahnung, als nahe die Stunde, überflog ihn, und es riß ihn fort, die Mittel und Wege zur Flucht zu erwägen, für deren Ausführbarkeit ihm das Wagestück des nächtlichen Besuches bei Gräfin *** Bürgschaft schien. Er hielt seine Berechtigung fest im Auge. „Nachdem der Versuch, die königliche Linie der Bourbons auf dem französischen Throne zu erhalten, mißlungen,“ sagte er, „war der Sohn des von ganz Europa anerkannt gewesenen Kaisers, der Sohn der Erzherzogin Marie Luise, den Mächten nicht eine gerechtere Gewähr, als der Sohn des Egalité? Und wenn sie genöthigt waren, der Revolution dieses Zugeständniß zu machen, wissen sie nicht selbst, daß es ein vergebliches ist?“ Dann aber dachte er wieder, daß die Stunde zu früh komme, nicht blos der Jahre wegen, wie der Großvater besorgte, sondern wegen seines Mangels an Welterfahrung, an Kenntnissen, an Urtheil. Ich konnte das Aufreibende dieser Eindrücke

nicht hindern und ich war selbst nach allen Seiten in so gedrängter Lage und fühlte den Boden unter den Füßen so schwanken, daß ich sicher nicht der Mann war, den der Herzog damals brauchte. Ich wußte, wie wenig ich ihm sein konnte, wie wenig mein Urtheil über das Wahre und Wirkliche in den Lagen seinen Wünschen und Hoffnungen entsprach. Ich hatte das Gefühl, daß der Bann, innerhalb welchem Fürst Metternich, auch seinerseits durch die Verpflichtungen gegenüber den Mächten gebunden, den Herzog hielt, diesen in sich verzehren machen müsse.

Fürst Metternich stand in diesem Zeitpunkte hart am Kriege mit Frankreich und war bereit dazu, im Falle Louis Philippe gegen unser Einrücken in die italienischen Herzogthümer und in den Kirchenstaat Einspruch erhoben hätte. Was aber waren des Fürsten Hintergedanken, wenn es zum Kriege gekommen und Louis Philippe gestürzt worden wäre? Selbst Herr v. Gentz betrachtete für diesen Fall die Ansichten des Fürsten Metternich keineswegs festgestellt, und noch weniger konnte ich mir eine Meinung darüber bilden.

Mein persönliches Verhältniß zum Fürsten war durch dasjenige zum Herzog v. Reichstadt beeinträchtigt. Darüber konnte ich seit längerem nicht zweifeln und eben damals erhielt ich einen entscheidenden Beweis dafür. In den ersten Tagen des März hatte General v. Langenau, ein im engsten Vertrauen des Fürsten stehender und auch mir gewogener Mann, mit Herrn v. Gentz und Anderen dem Fürsten den Anwurf gemacht, mich in geheimer Sendung an Louis Philippe nach Paris zu schicken. Der Fürst, der die Sendung

für sehr nöthig hielt, um sich endgültig über seine Haltung zu entscheiden, verwarf sogleich meinen Namen. Von Herrn v. Gentz gedrängt, gestand er diesem: ich wäre zu tief mit Reichstadt verwickelt, um, im Falle einer Sendung nach Paris, nicht für diesen zu arbeiten. Mich überraschte diese Aeußerung nicht. Sie hatte lange Unterredungen zwischen mir, Herrn v. Gentz, Fürsten Dietrichstein und Grafen Kolowrat zur Folge, die mir merkwürdige Aufschlüsse gaben und mir so manche frühere Aeußerungen des Herrn v. Gentz verständlich machten. Ich erfuhr durch ihn, daß zur Zeit der Conferenzen von Chatillon im Februar 1814 das Zugeständniß der Grenze zwischen dem Rhein, den Alpen und den Pyrenäen Fürsten Metternich entschieden für weniger nachtheilig schien, als der gänzliche Umsturz der Napoleonischen Dynastie und die Rückführung der Bourbons, was nur zu einem Verbande zwischen Frankreich und Rußland führen, Oesterreich, Deutschland und die Pforte bedrohen müßte. Die politische Aufgabe sollte damals nicht weiter gehen, als Frankreich der gemachten Eroberungen zu entkleiden und dessen Macht auf den Stand herunter zu bringen, wo sie nicht länger Uebermacht sein konnte. Die Frage, welcher Dynastie die Herrschaft in Frankreich zustehe, lag, nach des Fürsten persönlicher Ansicht, nicht in der Berechtigung der Mächte zu entscheiden. Ausgleich mit Napoleon betrachtete der Fürst als das Richtige, und dann sei die Aufgabe Deutschlands und Oesterreichs, ihre Vorsichten gegen Rußland zu nehmen. Aber die Ansichten Oesterreichs stießen gegen diejenigen Englands, Rußlands und Preußens. Erst als Napoleon nach seinen Theilsiegen die

Rathschläge Oesterreichs, das ihn und seine Dynastie erhalten wollte, zurückstieß, trat die bis dahin schwache Partei der Bourbone in den Vordergrund. Nun erst fügte sich Oesterreich, um den Bund festzuhalten, den drei Mächten, und Fürst Metternich entschied sich für die Bourbone, um den Thron an Ludwig XVIII. zu geben und dadurch den Herzog von Berry ferne zu halten, den Kaiser Alexander zum Könige von Frankreich haben und mit dem er die Großfürstin Anna verheirathen wollte.

Der Vortheil, der Oesterreich aus Napoleon II. auf dem Throne von Frankreich erwachsen wäre, war also Fürsten Metternich vollkommen verständlich — aber die gegenüber den Verbündeten eingegangenen Verpflichtungen banden ihn und mußten ihn binden und nicht blos dem Scheine nach, sondern ehrlich. Das wußte ich. Aber die frühere, ohne Zweifel richtige Auffassung würde vortreten, dachte ich, wenn irgend eine Fügung, an welcher der Fürst keinen Theil hätte, den Herzog auf den Thron führte. Die Weise, in welcher Frankreich sich Napoleon bei seinem Kommen aus Elba in die Arme geworfen hatte und wie es Karl X. behandelte, nahm dem Irrthume, in welchem die Mächte im J. 1814 gehandelt hatten, jeden Boden und an die Dauer Louis Philippe's glaubte Niemand.

Ich war entschlossen, um jeden Preis festzuhalten an dem Herzog, ihm nicht den Schmerz zu bereiten, den Freund, dem er mit vollem Vertrauen sein Herz geöffnet, abfallen zu sehen aus Rücksicht für Gunst und glänzende Bahn. Mußte ich wählen, so war ich entschieden, lieber mit Fürsten Metternich als mit dem Herzog zu brechen. Herr v. Gentz

billigte diesen Entschluß, auch Fürst Dietrichstein that es und Graf Kolowrat sprach nicht dagegen, sondern versprach mir Unterstützung bei dem Kriegspräsidenten Grafen Giulay, den ich bereits angegangen hatte, mich in die Truppe zurück zu nehmen. Mich verlangte nicht wenig, mich doch einmal mit Fürsten Metternich selbst auszusprechen. Ich hatte es oft versucht, aber es war mir nie gelungen. Das in meiner Stellung zu ihm Unklare quälte mich. Er, so freundlich, so wohlwollend in der Form, so gerne das Ohr leihend jeder Aeußerung, so rücksichtsvoll für Meinungen, wie abweichend von den seinigen sie auch sein mochten, so unzugänglich für unwürdigen Verdacht, er hatte mir jedesmal das Wort abgeschnitten, so oft ich Reichstadt's erwähnte. Oft hatte ich Herrn v. Gentz, Grafen Sedlnizky, Herrn v. Pilat, oft auch der Fürstin Metternich über mein Verhältniß zum Herzog blos in der Absicht gesprochen, um es ihnen und durch sie dem Fürsten deutlich zu machen. Nie hatte der Fürst, mit dem ich doch häufig Stunden zubrachte, an mich eine Frage gerichtet, nie den Namen Reichstadt genannt. Nun, da er den Herzog, den er durch so lange Jahre gleichsam vergessen zu haben schien, nicht wohl mehr unbeachtet lassen konnte, da er ihn oft und unklug loben und die Wahrscheinlichkeiten von dessen Zukunft in seinem Salon besprechen hörte, da Wünsche dafür selbst im Kaiser laut geworden waren, die Fürstin Grasalkovich und andere Frauen aus den höchsten Kreisen in dem Herzog einen König von Polen sehen wollten, da die Parteien in Frankreich und Italien den Namen des Herzogs voranstellten und Schritte,

bei dem Fürsten in diesem Sinne gemacht, nicht mehr ganz in Schweigen begraben lagen: nun mußte ich hören, daß er im engsten Kreise der Seinigen und gegen Herrn v. Gentz mich tadelte, daß ich ihm über mein Verhältniß zu Reichstadt nie offen gesprochen. Aber selbst jetzt sprach er mir darüber kein Wort. Ich erfuhr durch Herrn v. Gentz, daß er die Berührungen des Marschalls Marmont mit dem Herzog nur deshalb gefördert, um meinem ausschließlichen und, wie er meinte, aufregenden Einflusse entgegen zu wirken. Das war nun wohl ein doppelter Irrthum. Wir hatten seit Monaten die Rollen getauscht; der Marschall regte auf, ich aber beschwichtigte. Der Herzog sah die Absichten des Marschalls durch, die dahin gingen, dem Fürsten zu dienen, Louis Philippe zu bestimmen, sich mit ihm (dem Marschall) einzulassen und, für den möglichen Fall der Rückkehr des Herzogs nach Frankreich, sich als Freund desselben geltend zu machen. Der Herzog sah in dem Marschall nur ein erwünschtes Mittel sich in Frankreich kennen zu machen. Er war fest entschlossen, wenn er den Thron des Vaters bestiege, den Marschall fallen zu lassen. Wir haben oft diese Möglichkeit besprochen. Das hinderte nicht, daß er ihm am Schlusse der Lesungen sein Porträt, von Daffinger gemalt, gab, hauptsächlich auf des Fürsten Dietrichstein Rath, der ihm auch die Verse gewählt hatte, die der Herzog darunter schrieb. Das Bild würde überall, sagte Fürst Dietrichstein, als ein Beweis der Liebe des Sohnes zum Vater verstanden werden und der Beweis nur um so schneidender sein, wenn von dem Herzog selbst an Marmont gegeben.

Im persönlichen Wohlwollen des Fürsten Metternich war keine Spur einer Aenderung für mich sichtbar. Für ein oberflächliches Auge würde auch kaum eine im Vertrauen bemerkbar gewesen sein. Scheinbar standen mir alle Depeschen, die er empfing, zu Gebote und er las mir wie sonst häufig seine Erlasse vor. Wie viele Lücken in diesen Mittheilungen waren, errieth ich aus denen, die mir Herr v. Gentz machte, und die selbst wieder nichts, was Bestrebungen der Bonapartisten betraf, enthielten. Die Fürstin insbesondere behandelte mich mit Wärme, machte mir Vorwürfe über Empfindlichkeit, Schwarzseherei, Mißtrauen in ihren Gemahl, so daß ich oft ganz gerührt war. Aber ich wußte das Mittel nicht und mir fehlte nach so vielen mißglückten Versuchen der Muth, den völligen Ausspruch zu erzwingen.

Ende März, nach einer langen Unterredung über die Lage in Italien, sprach mir der Fürst von der Nothwendigkeit, neben den päpstlichen Statthalter in Bologna einen Vertreter des österreichischen Willens und Einflusses zu stellen und theilte mir mit, der Kaiser und er wünschten, daß ich diese kurzdauernde Sendung übernähme. Ich erklärte mich gerne hiezu bereit, denn ich hoffte auf Gelegenheit, zu beweisen, daß ich ein treuer Diener des Kaisers und für eine nicht unwichtige Sendung zu brauchen sei.

Die Abreise lag aber unmittelbar vor der Thüre. Unsere Truppen standen bereits in Bologna. Der Cardinal Oppizoni war zum Statthalter in den Marken und Legationen ernannt und wir erhielten die Anzeige, daß er Rom verlassen.

Am 31. März nahm ich Abschied vom Herzog. Er hatte Tags zuvor zärtliche und ernste Zeilen an mich gerichtet. „Seit dem Anfange unserer Freundschaft trennen wir uns heute zum erstenmale auf längere Zeit," schrieb er; „thatenreiche Tage werden vielleicht dahin fließen, bis wir uns wiedersehen! Vielleicht aber rinnt der Sand für mich nur, um mich an eine pflichtenschwere Zukunft zu mahnen, oder vielleicht fordern der Ehre Gebot, des Schicksals Stimme von mir das Schwerste, Entsagung des wärmsten Jugendwunsches in dem Augenblicke, wo seine Erfüllung sich in den glänzendsten Farben bildet. In welche Lage auch das Geschick mich stellt, zählen Sie immer auf mich. Dankbarkeit und Liebe werden mich immer an Sie fesseln. Die Sorgfalt, die Sie meiner militärischen Ausbildung weihten, Ihre aufrichtigen Bemerkungen, das Vertrauen, das Sie mir gaben, die Sympathie unserer Naturen seien Ihnen bleibende Bürgen dieser Gefühle*) . . . Erinnern Sie sich, daß Sie es zuerst waren, der mich die wahre Benützung der Zeit und das Harren auf die Zeit lehrte" u. s. w.**) Ich schied mit

---

*) Die Stelle, welche der Verfasser hier ausgelassen, lautet:
„Freundschaft sieht nicht auf den äußeren, nur auf den inneren Werth des Andenkens. Nehmen Sie diese Uhr — es ist die erste, die ich trug; seit sechs Jahren kam sie nicht von meiner Seite. Möge sie Ihnen recht viele Stunden des Glücks und bald den Augenblick des Ruhmes weisen."

**) „Fasse ich den wahren Zweck Ihrer Anstellung auf, so ist es kein Geschäft, das Ihren Fähigkeiten entsprechen wird; es wird Ihnen aber als Menschenkenner und als Weltbeobachter den Vortheil gewähren, die wahre Natur und den Zusammenhang dieser revolutionären Bewegungen zu erspähen, die Kraft der Nation für die Zukunft

Wehmuth. Wir tauschten Andenken. Wir verzichteten auf jeden Wechsel von Briefen und waren durchdrungen von dem Gefühle, daß wir keiner Bürgschaften gegenseitig bedurften.

Mit Anfang April verließ ich Wien. Der Herzog lebte nun fast ausschließlich seinem militärischen Dienste. Die Absicht, ihn nach Prag zu senden, wurde wieder aufgenommen, aber auch wieder fallen gelassen. Dann sollte er nach Brünn gehen, blieb aber doch in Wien und wurde in ein dort stehendes ungarisches Infanterie-Regiment übersetzt. Als Oberstlieutenant befehligte er ein Bataillon, leitete alle Uebungen desselben, kam kaum aus der Kaserne und vom Uebungsplatze. Er war voll des ernsten Eifers und Niemanden fiel damals ein, daß dessen Gesundheit darunter leiden konnte, obwohl seine Stimme manchmal brach. Keinem kam der Gedanke, daß der Jüngling, den man für Oesterreich zu einem Prinzen Eugen ausbilden wollte, nicht dem Regimentsdienste Jahre widmen sollte, wie der Mittelmäßigste der Offiziere, daß seine Jahre höher geachtet werden sollten. Der Arzt Dr. Malfatti, der großen Rufes genoß, machte Einsprüche und der Kaiser mäßigte den Eifer des Herzogs. Aber der eiserne Wille des Jünglings war schwer zu beugen.

---

zu beurtheilen; es wird Sie auf den Boden führen, der uns ein kaum erreichbares Vorbild von Kraft und Größe gab.

Mit nächstem schreibe ich meiner Mutter mit all der Wärme von Ihnen, die nur Sie einzuflößen vermochten

Ihrem aufrichtigen Freunde

Fr. v. Reichstadt."

Er zürnte seinem Körper und wollte ihn bändigen wie die Pferde, auf denen er täglich Stunden hinbrachte. Auf die Truppe wirkte er begeisternd. Als er einstmals sein Bataillon besehend die Front entlang ritt, erzählte mir Rittmeister v. Moll, wirkten der tiefe Ernst seiner jugendlichen Züge und seine Haltung so mächtig, daß die ganze an Schweigen und Unbeweglichkeit so gewohnte Truppe laut aufschreiend ihm ein Lebehoch brachte.

Anfangs Oktober umarmten wir uns wieder und zwar im Schlosse von Schönbrunn. Er bewohnte dort seit dem Sommer einen Theil des westlichen Flügels; ich aber war im nahen Hietzing abgestiegen, da Fürst Metternich und Herr v. Gentz im Gebäude am Austritte des Schönbrunner Gartens*) ihre Wohnung genommen hatten. Ich fand den Herzog wohl aussehend, kaum etwas abgemagert und ich hatte den Eindruck, daß man ihn mit zu vieler Sorgfalt quäle. Er bedurfte körperlicher Bewegung, um den Brand der Seele zu beschwichtigen. Er schien mir entschieden ruhiger. Seine Wünsche waren dieselben geblieben, aber seine Hoffnungen hatten sich gemindert. In der langen Zwischenzeit war für sein Auge kein Anzeichen aufgetaucht, daß es in Frankreich ein ernstes Verlangen nach ihm gäbe; in Polen war die Erhebung zu einem gewöhnlichen Aufstande geworden und niedergeworfen; in Italien war gar nur Spiel geheimer Gesellschaften und kein Feld für seinen Namen. Er sah diesen Namen, den er wie eine heilige Erbschaft betrachtete, hie und

*) Dem sogenannten „Stöckel“.

da von der Revolution mißbraucht. Mir selbst war damals nichts weiter bekannt, als daß Glieder der Familie Bonaparte sich ohne anderen Zweck, als den des Umsturzes, an den kraftlosen Aufständen in Italien betheiligt hatten und daß die Partei, welche in Frankreich sich abmühte die Orleans zu stürzen, die republikanische, nicht aber die napoleonische war. Diese mußte ich bei meiner Unwissenheit, wenn sie überhaupt bestand, in völliger Ohnmacht voraussetzen. Ich wußte, daß sie in Wien angefragt hatte, aber abgewiesen worden war. Den wirklichen Umfang und die Bedeutung der Napoleonischen Partei, ihre nachdrückliche Sprache in Wien sowie, wer ihre Wortführer da waren, erfuhr ich erst, als das Leben des Herzogs bereits abgeschlossen und der Geschichte anheim gefallen war. Die Namen der Wortführer gab Fürst Metternich selbst dem damaligen Leiter des Pariser Kabinetes, Casimir Perier, in dessen Gesinnung er großes Vertrauen setzte, nicht Preis, mit Ausnahme eines einzigen, Mauguins, der für den Herzog ohne Werth war. Ueberdies standen wir mit Louis Philippe gerade damals auf gutem Fuße. Am 29. September hatte Graf Sebastiani unseren Vorschlag allgemeiner Entwaffnung auf Grundlage der Aufrechthaltung der Verträge und des Fallenlassens des Prinzipes der Nichteinmischung angenommen und am 1. Oktober mit den Ministern von England, Rußland, Preußen und Oesterreich das Protokoll unterzeichnet, demzufolge vom 1. Jänner bis 1. Mai 1832 sämmtliche Heere auf den Friedensfuß gebracht werden sollten. Im Verhältnisse als sich die Herrschaft Louis Philippe's befestigte, wurden die Aussichten des Herzogs geringer. Er

fühlte das und welkte im Inneren. Ich aber hielt damals noch die Meinung fest, daß, wenn auch erst nach einigen Jahren, Louis Philippe schließlich doch erliegen, die Anarchie folgen und zuletzt der Sohn Napoleons, Frankreich und Europa gleich erwünscht, den Thron besteigen werde. Ruhe also! keinen Schritt dagegen und jeden dafür. Das war mein Rathschlag an den Herzog. Ich war zu keinem anderen durch meine Anschauung der Lagen ermächtigt. Alle Briefe aus Frankreich nannten die Regierung Louis Philippe's eine unmögliche. Fürst Metternich selbst sagte mir am 14. Oktober: „Louis Philippe wird zu Grunde gehen und Henri V. folgen.“ Ich dachte in mir: Ja, er wird zu Grunde gehen, aber Henri V. nur eine Episode der darauf folgenden Anarchie sein.

Am Tage nach unserem Wiedersehen schrieb mir der Herzog die folgenden Zeilen:

Schönbrunn, 2. Oktober 1831.

„Sie können sich schwerlich, liebster Freund, einen Begriff von der Freude machen, die ich empfand, als ich Sie gestern unverhofft wiedersah. Mein Gemüth war voll Wonne und ich war erstaunt, über den Einfluß, den Sie auf dasselbe üben. Wie vieles durchkreuzt meinen Kopf über meine Lage, über Politik, über Geschichte, über unsere große Wissenschaft, die Erhalterin oder Zerstörerin der Staaten, wie vieles, was zu seiner gänzlichen Ausbildung und Reife des Lichtes Ihrer Kenntnisse und des Rathes Ihres Urtheils nöthig hat. — Wie viele Ideen drängen sich in mir! Weil hier schon der Gedanke an so etwas Sünde scheint, stoße ich sie in das

Dunkel zurück, kaum daß sie aus demselben emportauchen. Jetzt habe ich Sie wieder, Sie, der mich nicht verurtheilt, wenn ich kühn denke ... Seit Ihrer Abwesenheit beschäftigten mich vorzüglich zwei Themen; das eine war die Erwägung der politischen Verhältnisse Europa's und der Verfahrungsweisen, denen man sie hätte anpassen können. Die Summe des gesunden Verstandes in der Welt wird mit der jetzigen Handlungsweise zufrieden sein. Ein Blick in die Zukunft flößt mir Mißtrauen gegen diesen Maßstab ein, und ich bin noch immer von dem Glauben beseelt, daß wahre Zufriedenheit, auf Sicherheit des Besitzes und des Verkehrs gegründet, nie früh genug erworben sein kann, und sei es mit den größten Opfern. — Der zweite Gegenstand meiner Betrachtungen war Religion, aber dieser Punkt erfordert zu viele Zeit, als daß ich in diesen Zeilen davon spräche.

Falls Sie mir nicht augenblicklich Antwort schicken können, wird mein Kammerdiener sie morgen um zehn Uhr bei Ihnen abholen."

Ich habe diese Zeilen wiedergegeben, weil das eigene Wort schärfer, richtiger als das fremde zeichnet. Daß sie an mich gerichtet und überdies ehrenvoll für mich sind, nimmt ihnen die Beweiskraft für den Geist und das Gemüth des Prinzen nicht.

Aus eben demselben Grunde lasse ich auch meine Antwort folgen. Die Art und Weise, wie man dem zwanzigjährigen Jünglinge schreiben konnte, läßt mit Sicherheit auf dessen Gedankenrichtung, auf sein Gemüth und auf seinen Werth schließen.

„Mein theurer Prinz! Die Wirkung, die, wie Sie mir in Ihren lieben und schönen Worten von gestern sagen, das Wiedersehen auf Sie gemacht hat, ist ganz derjenigen ähnlich, die es in mir erregte. Ich aber bin alt, bin abgemüdet im Leben, bin mißtrauisch gegen Empfindungen. Beurtheilen Sie also die Kraft meiner Anhänglichkeit und Freundschaft, wenn ich dennoch mit Jugend und Glauben mein Herz durchströmt fühle, sobald ich mich dem Ihrigen nähere!

„Die Vorsehung, die keinen Zufall kennt, hat vielleicht, indem sie gerade uns zusammenführte, einen großen und ehrenvollen Zweck im Auge. Möge dies sein, und möge sie uns bereit finden! — Nicht groß ist die Zahl der Menschen, die für die rauhe Bahn des Wirkens ausersehen sind; Sie aber, mein Prinz, tragen durch Geburt, Schicksal, Anlagen, angeborenes Streben, Willensstärke, durch Herz und Kopf, den Stempel dieser Wahl an sich.

„Die beiden Themen, die Sie vorzüglich beschäftigen, sind Aufgaben, welche von jeher die Denker beschäftiget haben. Sie sind dermalen auf dem Wege, sich Rechenschaft darüber zu geben, was überhaupt daran wahr ist. Sobald Sie darüber mit sich einig sein werden, kommen Sie an die zweite Frage: was überhaupt von dem Wahren anwendbar ist, und mit welchem Zusatze das reine Silber der Wahrheit gebunden werden müsse, um ausgemünzt werden zu können? — An dieser zweiten Frage scheitert so oft die Weisheit der Weisesten und alles Unglück der Zeit hat darin seine Quelle. Manch edler Mensch glaubt Waizen zu säen, und baut Unkraut an; mancher meint Völkern und Einzelnen den Trank

des Lebens zu bieten, und gibt ihnen den des Todes. Plato und Sokrates durften sich auf die erste Frage beschränken; Cäsar und Napoleon mußten an die zweite gehen und fielen beide, der eine gemordet, der andere verlassen von den Seinigen, weil die Eitelkeit der Völker und Einzelnen den Zusatz, den das Ideal empfangen muß, wenn es Lebenssaft werden soll, nicht ertragen will. Der große Leitstern ist das Recht; die große Basis ist das Zeitgemäße. Wenn ich zu den Zeiten Cäsars gelebt hätte, so würde ich Brutus als einen Thoren verachtet haben; wenn ich Franzose unter Napoleon gewesen wäre, so würde ich Lainé und die ihm ähnlichen liberalen Systemschmiede als Verräther an der Welt gehaßt haben.

„Wie viele Punkte, mein Prinz, haben wir nicht zu besprechen! Schütten Sie Ihr ganzes Herz in das Ihnen verwandte meinige! Austausch der Ideen ist Entwicklung des eigentlichen Lebens. Ich denke Sie oft zu sehen, ohne deshalb geregelte Stunden, wie vormals, zu wählen, weil ich fast überzeugt bin, daß dies mehreren Personen ein Dorn im Auge und uns nur hinderlich wäre. Ich kann Sie ja, besonders hier, jeden zweiten oder auch jeden Tag in den Tagesstunden besuchen. Morgen komme ich zum Glückwunsche. Heute muß ich in die Stadt. Den besten und innigsten Morgen!"

Sein Gemüth drängte ihn über Religion zu sprechen, obgleich er diesen Gegenstand nur selten zu berühren pflegte. Er war in streng katholischer Schule erzogen, beobachtete ihre Vorzeichnungen genau, scherzte nie über religiöse Formen und

Meinungen, bewies beiden vielmehr Achtung, die für die Reife seines Geistes zeugte; aber Halt und Trost in seiner Lage, das hatte er, wie ich oft bemerkte, in seinem Glauben nicht gefunden und bei seiner Jugend wohl nicht finden können. Ueber diese Lage ruhiger und zusammenhängender als gewöhnlich sich verbreitend, beklagte er, nicht der Zahl der Frommen anzugehören, die in der Entsagung Trost und Genuß fänden. Er sprach über die Unerläßlichkeit der Religion als der durch die Geschichte aller Völker und Zeiten erwiesenen Grundlage jeder staatlichen Ordnung. „Ich theile die Denkweise meines Vaters, wie sie Lascasas am 7. Juni 1816 verzeichnet hat,“ sagte er. „Ich kann nicht leugnen, daß die Frömmelei in denen, deren Handlungsweise so wenig mit dem Geiste der Religion zusammenstimmt, mich oft zu traurigen Gedanken gebracht hat, aber ich begreife anderseits, daß sie der starke Stab im Wandel durch die Nacht des Lebens sein kann. Das Beispiel meines Großvaters zeugt mir dafür.“ Dabei stand er auf, lief nach dem Schranke, nahm ein Buch, riß mit rührender Uebereilung ein Blatt heraus und gab es mir mit den Worten: „Nehmen Sie es als ein Andenken dieser Stunde.“ Ich nahm das Blatt. Es war „Albachs heiligen Anklängen“ vorgebunden gewesen und darauf stand von des Kaisers Hand: „Gott wolle Dir in jedem Ereignisse Deines Lebens, in jedem Kampfe Licht und Kraft verleihen. Dies der Wunsch Deiner Dich liebenden Großältern.“ Kaiser und Kaiserin waren unterschrieben. Unser Gespräch berührte noch einen anderen, in seinen Jahren wichtigen Punkt. Er erzählte mir mit edler Unbefangenheit, wie von allen Frauen, die er gesehen, keine

seine Aufmerksamkeit länger denn auf Tage gefesselt, keine sein Herz angesprochen und auch keine seine Sinne. Die Gräfinnen *** und *** zogen ihn durch Schönheit und Liebenswürdigkeit mehr als andere an. Die Natur erwachte in dem zwanzigjährigen Jünglinge. Er sprach mir oft über das, was in ihm vorging, im Tone der reinsten Unschuld. Er hätte nie so gesprochen, hätte er näheren Umgang mit Weibern gehabt. Die Scheu der Schuld würde ihn verrathen haben. Aber er war streng sittlich. Er hatte Aufwallungen, aber nur solche. So hatte ihn im Laufe des Winters sein Halbbruder Graf Gustav Neipperg in ein Verhältniß zu einer liebenswürdigen Künstlerin der Hofbühne, Frau Peche, zu bringen gewünscht. Sie war eine jugendliche schöne Gestalt und ihr Ruf unangetastet. Der Herzog konnte in ihr das, was ich wünschte, finden, ein Weib von Seele und Geist, ein Weib, das ihn hielt und hob. Ein Verhältniß dieser Art wäre eine glückliche Zerstreuung für ihn gewesen, hätte ihn abgewendet von dem Brüten über seine Zukunft und Vergangenheit, hätte Lebenskraft in seiner Seele angeregt. Aber sie fesselte ihn nicht. Als er sie mit Grafen Gustav besuchte, empfing sie ihn, als wäre sie bereitet auf diesen Besuch. Diese Zuversicht mißfiel ihm und er besuchte sie nicht wieder. Dies geschah gegen Ende Dezember 1831. Im Jänner darauf fiel er in die Krankheit, aus der er nicht wieder erstand. Die schmutzige Welt, die das Bild des Sohnes des gewaltigen Kaisers in allen Zügen verzerrte, hat auch in dieser Beziehung Unwahres zu Tage gefördert, ja sogar seinen frühen Tod aus seinem angeblichen Umgang mit Weibern

abgeleitet. Als wenn sein Leben nicht Brand genug gehabt hätte, um sich frühe zu verzehren! Man behauptete auch, er habe ein Verhältniß mit der schönen Tänzerin Fanny Elsler gehabt. Der Herzog hat sie nie gesprochen. Das Gerede entstand, weil man seinen Jäger einigemale in das Haus, das Fanny bewohnte, treten sah. Der Jäger kam aber, um mir, der ich mit Herrn v. Gentz ein Lese- und Arbeitszimmer in Fanny's Wohnung hatte und häufig dort zu finden, ein Briefchen vom Herzog zu bringen oder mich aufzusuchen. Was sein Gemüth, sein Denken beschäftigte, ließ keinen Raum für andere als flüchtige Eindrücke des schönen Geschlechtes.

Während des Dezember und Jänner war er ungemein abgespannt. Ich fand ihn manchen Abend fast wortlos. Seine liebsten Arbeiten ekelten ihn an. Er schien wenig oder gar nicht mehr durch Hoffnung angeregt. Seine Einsamkeit hatte zugenommen. Seine Umgebung bot ihm keine Nahrung. Am Hofe fühlte er nur im Kaiser ein warmes Herz, die Erzherzoge, namentlich den meist abwesenden Johann, sah er selten. Mit Grafen Moritz Esterhazy hatte sich sein freundschaftliches Verhältniß aufrecht erhalten, selbst als der Graf zur Gesandtschaft nach Neapel gesendet worden war. Den Briefwechsel zwischen beiden hatte Graf Moritz Dietrichstein aus Engherzigkeit unterbrochen. Dem Kaiser schüttete der Herzog in vielen Unterredungen immer sein ganzes Herz aus; er liebte dessen Wärme und Nachsicht, dessen Verständniß für seine Lage und Wünsche. Oft gab ihm der Kaiser das Bild der europäischen Verhältnisse, treu, wie es vor ihm lag. Er schien manches der Vergangenheit zu bedauern.

Dieses Vertrauen des Kaisers that dem Herzog wohl, aber er sah nirgends Boden, um seinen Fuß darauf zu setzen. Gefiel er sich auch manchmal in dem Traume, Wien heimlich zu verlassen, plötzlich in Frankreich zu erscheinen; es war eben nur ein Traum, denn er wußte ja nicht, wer ihn dort empfangen würde.

Nicht die Sucht nach Zerstreuung, sondern die Schwermuth sah ich in diesen Wintertagen zunehmen in ihm, manchmal bis zu krampfhafter Heftigkeit, der er schnell Meister wurde vor jedem Dritten. Marmont hatte sich ganz abgenützt. Der Herzog behandelte ihn wie früher, aber er war ihm unangenehm geworden. Unter den älteren Männern bewahrte er unveränderte Achtung nur dem Fürsten Dietrichstein.

Mitte Jänner mußte die Dienstleistung bei der Truppe eingestellt werden, da seine Körperkräfte in dieser Jahreszeit nicht mehr dazu ausreichten. Gegen Ende des Monats hatte er einige leichte Fieberanfälle, die er wenig beachtete, aber die seinem Arzte bedrohlich erschienen. Er war körperlich und geistig müde und entsagte leicht der Gesellschaft, in der er sonst gerne sich zu zeigen pflegte. So wich er am 21. Jänner einem Balle bei Marschall Maison aus, obwohl ihn Fürst Metternich bereits dort angekündigt hatte. Der Kaiser hatte ihm frei gestellt zu gehen oder nicht. „Was soll ich bei dem Botschafter Louis Philippe's, dessen Regierung Bann und Proskription über mich verhängt?“ sagte der Herzog. „Alle, die zugegen, könnten mich nur mit Erröthen dort sehen und was müßte ich dabei fühlen?“

Die italienischen Wirren veranlaßten Mitte Februar meine zweite plötzliche Sendung nach Rom. Ich verließ ihn ohne Ahnung, daß es ein Abschied für's Leben war. Er sprach sich in der letzten Stunde noch einmal mit ganzer Offenheit aus: wie mehr als seine Wünsche Sohnespflicht und Beruf ihn nach Frankreich drängten; wie er harren wolle in Geduld auf den Augenblick, der ihm die Mittel absehen ließe, mit Erfolg den Thron des Vaters zu besteigen und sich darauf zu erhalten; wie nichts seine Gesinnung, seine Hoffnung, seinen Entschluß ändere, aber auch nichts zu Ueberstürzung und abenteuerlichem Zuge verleite. Louis Philippe mußte nach seiner Ansicht mit jedem Tage unmöglicher werden. Er hoffte, daß aller Boden, den dieser verlöre, nicht sowohl den Vertretern republikanischer Ideen, sondern denen der großen Erinnerungen an das Kaiserreich, denen der Ordnung, Ehre und Macht Frankreichs zufallen werde. Er drückte mich an seine Brust und bat mich, ihn überall muthvoll zu vertreten. Er gab mir seinen eigenen Degen, auf den er seinen Namen stechen gelassen, zum Abschied. Ich schied wie von einem geliebten jüngeren Freunde, dessen Verhängniß, wie dessen Edelsinn mich gleich erfüllten. Ich sagte ihm Dank in dieser Stunde für seinen Glauben in mich, der sich in einem weniger edlen Boden nicht erhalten hätte. Was Wunder, wenn meine fast täglichen Berührungen mit dem Fürsten Metternich, in welchem der Herzog ganz richtig seinen entschiedenen und verpflichteten Gegner erkannte, ihm Mißtrauen eingeflößt hätten. Nie habe ich die leiseste Spur davon in ihm gefunden. Dafür dankte ich ihm. Er war wie überrascht und sagte: „In

Ihrem Herzen, sowie in dem meinigen ist kein Raum für gemeine Berechnungen."

In Rom brachte mich ein Geschäft, das ich dort zu besorgen hatte: die Aufstellung von Schweizertruppen, in häufige Berührung mit dem Obersten, Fürsten Pompeio Gabrieli, der römischerseits zu eben diesem Geschäfte beordert war. Die Gemahlin dieses Fürsten war die Tochter Lucien Bonaparte's, Charlotte, dieselbe, welche die Hand des Königs Ferdinand von Spanien ausgeschlagen hatte. Ich sah sie einige male, denn meine Beziehungen zu Reichstadt waren bekannt und bildeten zwischen uns das Band. Näher aber kam ich ihr erst an einem der rührendsten Tage meines Lebens, kurz vor meiner Abreise aus Rom. Ich war nämlich nach beendigtem Geschäfte durch ein Schreiben des Fürsten Metternich abberufen, das ich gleichzeitig mit der Nachricht von dem Tode meines so hochgeachteten Freundes, Herrn v. Gentz, erhielt, die mir der Fürst selbst gab. Ich machte meinen Abschiedsbesuch bei Gabrieli. Da fragte mich Prinzessin Charlotte: ob ich Anstand nehmen würde, die Mutter Napoleons, Lätitia, zu sehen? Auf mein Nein sagte sie mir, Madame Lätitia habe Sehnsucht nach dem Freunde ihres Enkels geäußert; sie habe gewagt zu hoffen, daß ich diese menschliche Empfindung verstehen und ehren würde; sie habe lange nicht den Muth gehabt, mir die Bitte vorbringen zu lassen. Ich antwortete: daß sie daran Unrecht gethan und das Herz meines Kaisers mißverstanden habe, dem die Liebe der Großmutter für den Enkel ein eben so natürliches als heiliges Gefühl erscheinen und der es mir sicher übel nehmen würde, wenn ich die

Stimme seines Herzens nicht errieth e. Wir verabredeten unter uns, daß mich Prinzessin Charlotte am nächsten Tage zu Madame Lätitia bringen würde. Sie kam gegen Mittag mich abzuholen in ihrem Wagen — es war am 21. Juli — und führte mich in den Palast auf dem venetianischen Platze, den Lätitia bewohnte. Im Vorzimmer waren der Sekretär derselben, Rovaglia, und zwei Damen, die eine, wie ich hörte, aus Korsika, die andere, eine Französin, Tochter eines Obersten des Geniekorps. Die Thüre öffnete sich in ein dunkles, hohes und geräumiges Gemach, reich eingerichtet; dichte Vorhänge verschlossen die Fenster. Die Prinzessin trat zuerst ein; ich folgte langsam — da erhob sich vom Sopha, durch Charlotte gestützt, die edle Gestalt der 84jährigen, fast erblindeten, fast lahmen Frau, ganz schwarz gekleidet. Sie begrüßte mich, ließ sich wieder nieder und setzte mich neben sich. Nun sagte sie mir Freundliches mit der mildesten Stimme der Welt in gebrochenem Französisch, aber in sicheren und gutgewählten Worten. Ich zögerte nicht, ihr über den Herzog zu sprechen. Ich sagte ihr alles, was ich wußte und dachte über ihn, was sie mit steigender Bewegung und Rührung aufnahm. Sie unterbrach mich häufig durch Fragen, und je mehr ich in Einzelnes niederstieg, was nur einer Mutter von Interesse sein konnte, desto mehr fand sie in des Herzogs Eigenthümlichkeiten Aehnlichkeit mit denen seines Vaters. Sie erzählte mir, wie auch ihr Sohn Napoleon, als Knabe, langsam im Begreifen und Lernen war, wie die Lehrer oft an ihm verzweifelten, wie er selbst darüber sich bekümmerte, und wie er sich, als er einmal ein gutes Zeugniß nach Hause ge-

bracht hatte, darauf, wie auf einen Triumphstuhl, setzte. Ich beruhigte sie über die Weise, in welcher der Herzog behandelt ward, was ihr Herz ungemein erleichterte. Ich suchte sie auch über dessen Krankheit zu beruhigen, von der ich und sie nicht mehr wußten, als in den Zeitungen zu lesen war, nämlich überaus wenig und nichts, was auf den so nahen traurigen Ausgang schließen lassen konnte. Mir zu schreiben nach Rom, dies hätte der Herzog nicht können, ohne anzufragen; ich begriff, daß er vorzog, zu schweigen. Ich war also ohne Ahnung seines Zustandes.

Im besten Glauben täuschte ich die edle Frau. Sie verweilte mit Liebe und Trauer auf der Erinnerung, wie sie den „König von Rom" zum letzten Male in Blois gesehen und umarmt; dann erzählte sie ohne Bitterkeit, wie sie mehrere male an Marie Luise und auch an den Herzog geschrieben und ohne Antwort geblieben. Sie faßte alles, was sie seit Jahren für ihn gelitten, gedacht und gewünscht, nun in ein Wort des Abschieds zusammen, das sie mir übergebe für ihn, der ihr und allen Verwandten in's Herz gewachsen: „er solle den letzten Willen seines Vaters ehren, seine Stunde werde kommen; er werde den Thron des Vaters besteigen."

Dann erhob sie sich und ließ sich führen zur Büste des Herzogs, die neben der seines Vaters stand. Sie wies mir beide, sowie die ihrer anderen Söhne, über jeden einige Worte sagend. Am längsten verweilte sie bei Lucien und Josephe. Sie sprach einige wehmüthige Worte über Marie Luise, dann suchte sie nach Haaren Napoleons, die sie mir für den Herzog mitgeben wollte und fand sie nicht. Sie versprach mir noch

für den Abend ihr eigenes Miniaturbild für den geliebten Enkel. „Auf der Rückseite desselben findet er," sagte sie, „eine Locke des Vaters."

Ich küßte ihre Hand und wollte gehen, da hielt sie mich und schien sich mit einer letzten Anstrengung aufzurichten. Sie wuchs vor meinen Augen empor und eine hohe Würde umfloß sie. Dann fühlte ich sie zittern — sie legte ihre beiden Hände auf mein Haupt. Ich errieth sie und sank auf ein Knie. — „Da ich das seine nicht erreichen kann," sprach sie, „so auf Ihr Haupt für ihn den Segen der Großmutter, die bald aus dieser Welt scheiden wird. Mein Gebet, meine Thränen, meine Wünsche sind mit ihm bis zum letzten Augenblicke meines Lebens! Bringen Sie ihm, was ich vertrauend auf Ihr Haupt, in Ihr Herz lege!"

Prinzessin Charlotte hielt sie. Ich richtete mich auf, da umarmte sie mich und hing lange schweigend über mich gebeugt. Wir führten sie auf das Sopha. Ich küßte nochmals ihre Hand unter Worten, wie das Herz sie mir eingab und ließ sie dann in den Händen Charlottens.

Am Abende, als ich zu Gabrieli kam, fand ich Rovaglia dort. Er händigte mir das erwähnte eigene Bildniß Lätitiens en miniature, mit Haaren Napoleons auf der Rückseite, und ein Miniaturbild ihres Sohnes, als erster Konsul, auf der Rückseite mit demjenigen ihrer Tochter Karoline, der Wittwe Murats, ein. Am Morgen darauf suchte er mich in meinem Hause auf und brachte mir noch ein Spielkästchen aus vieux laque mit Marken aus Perlmutter, deren jede das mit einer Kaiserkrone gedeckte N trug, aus St. Helena

an Madame Lätitia durch Marchand gebracht, ein Geschenk des englischen Admirals Malcolm nach seiner Rückkehr aus China an den Kaiser, und dessen sich dieser à l'hombre in den Abenden zu bedienen pflegte.*) Sie wollte noch andere Andenken zusammensuchen, meine Abreise ließ ihr keine Zeit. Ich versprach treue Uebergabe an den Herzog.

In Bologna traf mich, eben da ich zur Weiterreise den Wagen bestieg, die so ganz unerwartete Nachricht von dem am 22. Juli 5 Uhr früh im Schlosse zu Schönbrunn erfolgten Tode des Herzogs. Sie lähmte mich für den Rest der Reise. Ort und Jahrestag waren dieselben, wo dem damals zehnjährigen Prinzen Hauptmann Foresti im Jahr 1821 die Nachricht vom Tode seines Vaters gebracht hatte. In Wien angelangt sah ich die Zeugen seiner letzten Augenblicke, die Aerzte, die Offiziere seines Gefolges. Die Leichenöffnung hatte nur zu sehr die Ursache seines Todes aufgedeckt. Der Raum für die Lunge war zu eng; diese überall angewachsen und in Zersetzung übergegangen. Ich erfuhr, wie er den Frühling und Sommeranfang hingebracht — abwelkend wie ein im Mark erkrankter Baum, aber mit keinem Worte Besorgniß für sein Leben verrathend. Die kaiserliche Familie umgab ihn, wie man mir erzählte, mit Sorgfalt und Liebe.

---

*) O'meara erwähnt dieses Kästchens in seinen Memoiren, unter dem 9. Juli 1817, schreibt es aber nicht dem Admiral Malcolm, sondern Herrn Elphinstone zu, der es für den Kaiser anfertigen ließ als Zeichen der Dankbarkeit für die Menschenfreundlichkeit, mit der der Kaiser am Tage vor der Schlacht von Waterloo seinen verwundeten Bruder, Capitän Elphinstone, pflegen ließ.

Im Mai zog er nach Schönbrunn, früher als gewöhnlich, weshalb auch der Flügel des Schlosses, den er zu bewohnen pflegte, noch nicht hergerichtet war. Er bezog deshalb den entgegenstehenden Flügel, denselben, den Napoleon im Sommer des Jahres 1809 bewohnt hatte. Das Fieber setzte zuweilen aus. Er konnte zu Pferde und zu Wagen in's Freie. Nach einer Erkältung im Prater trat Husten ein. Der Herzog brachte nun Stunden in den Ställen der Kühe zu, weil ihm Dr. Malfatti dies empfohlen hatte. Er besuchte eben diesen Arzt, einen Mann von Geist, vielseitigem Wissen und angenehmen Formen, den ersten Arzt der höheren Gesellschaft in Wien, manchmal in dessen schöner Villa in Hietzing und bewegte sich noch frisch und anscheinend fast heiter bis in die ersten Tage des Juli. Als die Krise nahte, von der er nicht mehr erstehen sollte, litt er standhaft und hielt an der Lebenshoffnung fest. Wenigstens glaubte dies seine Umgebung, zu der er noch am Vorabende des Todes über die Reise nach Neapel, die man ihm vorhielt, mit der Besorgniß sprach, daß sein Wagen nicht zu rechter Zeit fertig sein würde. Aber in Augenblicken des Leidens rief er nach dem Tode: „Ach Tod! Tod! nur der Tod kann mich heilen!" Seine Mutter war herbeigeeilt. Er empfing sie ruhig.

Am 22. Juli um 4 Uhr früh rief er in großer Bedrängniß: „Ich gehe unter! Meine Mutter rufen! meine Mutter!" — Marie Luise kam und fiel auf die Kniee an seinem Bette, das der Erzherzog Franz Karl, Dr. Malfatti, die Hauptleute von Moll und Standeiski und einige Diener umstanden. Kurz vor 5 Uhr wendete er zweimal das Haupt

und — war todt. Die Mutter wurde ohnmächtig weggebracht. Zimmer und Bette waren dieselben, worin Napoleon zum erstenmale den Traum der Vermählung mit Marie Luise geträumt.

Maler Ender zeichnete den Herzog auf dem Leichenbette. Auf diesem lag er in der Uniform seines Regimentes, den Säbel an der Seite, der ihn durch seine kurze Laufbahn begleitet hatte und der eine türkische Klinge war, von seinem Vater aus Aegypten mitgebracht, von Marie Luisen dem Sohne gegeben, da er Hauptmann bei den Jägern wurde, und von dem Sohne in die Ordonnanzscheide der Grenadiere gebracht, bei denen er zuletzt als Oberstlieutenant diente. Diesen Säbel mit den beiden Scheiden, sowie die Bücher über seinen Vater, die wir zusammen gelesen hatten, waren nach seinem letzten Willen mir zur Erinnerung bestimmt. Die Erzherzogin sandte mir den einen, kaum daß ich angekommen war; Graf Moritz Dietrichstein übergab mir die anderen.

Die Andenken aus Rom, die ich dem Herzog übergeben sollte, waren in meiner Hand. Ich hatte sie der italienischen Post in Padua nicht anvertrauen wollen und war überdies in meiner Ueberzeugung sicher der Achtung, die sie in Wien finden würden. Ich ließ sie durch Grafen Moritz Dietrichstein dem Kaiser einhändigen, der mich über mein Verhalten gegenüber Madame Lätitia, das von unserem Botschafter in Rom weniger günstig beurtheilt worden war, väterlich belobte. In seinem Auftrage schrieb ich an Prinzessin Charlotte, um die Befehle von Madame Lätitia, was nunmehr mit den Andenken zu geschehen habe, einzuholen. Sie antwortete mir im

Namen dieser edlen Frau mit der Bitte, Porträte und Haare zurückzusenden, das Kästchen aus St. Helena aber als ein **Erinnerungsmal der am Vorabend des Todes** des Herzogs ihr gewährten tröstlichen Stunde zu behalten. Der Kaiser führte beide Theile dieser Verfügung aus. Er sandte das Verlangte zurück und übergab mir das Kästchen, das meinen Kindern zur Erinnerung bleiben soll.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Wien traf ich bei Fürsten Joseph Schwarzenberg in Dornbach Grafen Montbel. Der Graf näherte sich mir mit Wärme und theilte mir seinen Wunsch mit, das Leben des Herzogs zu schreiben. Es schien mir allerdings eine seltsame Fügung, daß der Minister Karls X. der Biograph des Sohnes Napoleons werden wollte. Ich begriff sie, nachdem ich den Mann näher kannte. Graf Montbel war ein Franzose streng monarchischer Gesinnung; er verehrte Napoleon als den Bezwinger der Revolution und hatte sich an die Bourbone als an den Anker der Ordnung nach dem Sturze Napoleons geschlossen. Es hatte mich überrascht, von ihm zu hören, Fürst Metternich habe ihn mit den Worten an mich gewiesen: „Sprechen Sie mit Prokesch; Niemand hat dem Herzog näher gestanden als er; Alles, was er Ihnen sagen wird über ihn, können Sie unbedingt als wahr und ehrlich gemeint aufnehmen.“ Ich fuhr Tags darauf nach Baden, um dem Fürsten meine Verwunderung auszusprechen. Ich erinnerte ihn, daß er mir nie erlaubt, ihm über den Herzog zu sprechen; meine oftmaligen Versuche dazu mit unverkennbarem Widerwillen abgewiesen; meine Zutheilung zum Herzog, trotz dessen Wunsch und Bitte, gehindert — und ich

bekannte ihm mein Erstaunen über die Aeußerungen, die mir Graf Montbel gemacht. Wohlwollend erwiderte der Fürst: „Ich habe an Ihrer Gesinnung nie gezweifelt, aber, da ich Sie kenne und den Herzog kannte, so sah ich in diesem Verhältnisse eine Gefahr für Beide. Ich entzog Ihnen daher in allem, was den Herzog betraf, mein Vertrauen. Ich hielt Euch beide nicht stark genug, um Versuchungen zu widerstehen, die selbst im Kaiser einen Rückhalt hatten. Ich wollte Sie nicht, indem ich Ihren Mittheilungen ein Ohr lieh, oder Ihnen selbst deren machte, in die falsche Stellung eines mir ergebenen, aber den Herzog liebenden Mannes bringen. Sagen Sie an Montbel Alles, was den Namen des Herzogs ehren kann."

Diese offene und edle Erwiderung führte zu näherem Ausspruche meinerseits über Einzelnes aus meinen Berührungen mit dem Herzog. In diesem Gespräche wurde mir manche Ueberraschung zu Theil. Ich erzählte dem Fürsten den Vorfall mit den Briefen der Gräfin Camerata und wie wir denselben in der Ueberzeugung, die Polizei wisse um alles, behandelten. Der Fürst lachte und rief aus einem Nebenzimmer den Polizeiminister Grafen Sedlnizky herbei. „Erzählen Sie noch einmal," sagte er mir. Ich las das zunehmende Erstaunen in den Zügen des Grafen, der endlich laut ausbrach: „Ich wußte kein Wort davon; Sie haben mich für besser unterrichtet gehalten, als ich war." Wir aßen zusammen beim Fürsten. Nach Tische, um mir seine Zurückhaltung gegen mich zu erklären und vor meinem eigenen Urtheile zu rechtfertigen, erzählte mir der Fürst: wie zur Zeit der Thronbesteigung Louis

Philippe's eine Verschwörung unter den Generalen der alten Napoleonischen Armee bestand, um den Herzog auf den Thron zu bringen. „Denken Sie," sagte er, „als General Belliard mir die Thronbesteigung Louis Philippe's anzuzeigen nach Wien kam und wir am kleinen Tischchen in meinem Schreibkabinet einander gegenüber saßen, hatte ich, ohne daß er es ahnte, in der Lade desselben Tischchens das Aktenstück liegen, von ihm, von Marschall Maison, von dem Kommandanten von Straßburg, von allen Generalen, welche die Truppen auf der Linie bis Paris befehligten, unterzeichnet, worin sie sich verpflichteten, den Herzog in Triumph nach Paris zu führen. Diese Mittheilung war mir durch den Herzog von Otranto, Fouché, gekommen, der es übernommen hatte, mich zu bestimmen, den Herzog entwischen zu lassen und sich verbürgte, ihn mit vollster Sicherheit unter seiner eigenen Leitung nach Straßburg gelangen zu machen. Joseph Bonaparte war in der Verschwörung. Man drang in mich, zunächst nur um die zustimmende Unterschrift des Herzogs und drohte mit der Republik, wenn ich nicht nachgäbe. Hätte ich Sie damals in's Vertrauen gezogen, ich glaube, Sie wären mit dem Herzog durchgegangen und hätten sich und ihn in's Verderben gestürzt, denn die der Napoleonischen Partei in Frankreich entgegen wirkende war entschieden die stärkere. Oesterreich aber würden Sie in die größte Verlegenheit gegenüber England, Rußland und Preußen gebracht haben. Fouché wiederholte sein Verlangen. Er sandte mir seinen Sohn, den Marquis d'Otranto, den er als Sekretär zur schwedischen Gesandtschaft zutheilen machte, mit geheimen Aufträgen, von denen der

Gesandte Graf Löwenhielm nichts wußte. Er versprach, daß Frankreich für Napoleon II. jede Bürgschaft des Friedens und der Freundschaft leisten und die Regierungsgewalt auf solche Weise einrichten würde, daß sie nicht mehr ein eitles Wort und die Anarchie ihr scheußliches Haupt nicht mehr gegen die Gesellschaft zu erheben im Stande wäre. Er ließ mir den Entwurf der Verfassung des wiederherzustellenden Kaiserreiches vorlegen. Es war ein Blatt Papier. Ich mußte fragen: Welche Bürgschaft geben Sie dem Herzog von Reichstadt für seine Zukunft? Man antwortete: Die Liebe und der Muth der Franzosen würden einen Wall um ihn bilden. — Nach Verlauf von sechs Monaten würde er am Rande des Abgrundes stehen, erwiderte ich. Ohne Bonaparte Bonapartismus machen, geht nicht an. Was würde heut zu Tage Bonaparte selbst zu erwirken im Stande sein mitten in dem Getümmel von Leuten, deren fratzische Eitelkeit keine Reputation vierundzwanzig Stunden unangetastet lassen kann; in dem Getümmel, wo alle, die darin Rollen spielen, sich bereits überlebt haben, jeder Ruf unter dem Spotte der Presse erlegen und Jeder, der unter Beifallsklatschen auftrat, auch bereits verdientermaßen oder aus Neid ausgepfiffen worden ist? Napoleon baute die Gesellschaft aus den Trümmern der umgestürzten auf. Das heutige Frankreich aber macht sich zum Geschäfte, die Trümmer selbst in Trümmer zu schlagen. Ich mußte die Anträge, so beharrlich sie auch selbst während der Krankheit des Herzogs erneut wurden, schon um des Herzogs selbst willen, alle anderen entscheidenden Beweggründe abgerechnet, zurückweisen."

Ich sprach ihm meinen Dank für seine Zurückhaltung, für sein Schweigen aus, das wahrscheinlich den Herzog sowohl als mich gerettet hatte, und ich gestand ihm offen, daß, hätte sich die Gelegenheit zur Flucht geboten, ich wahrscheinlich der Besonnenheit wenig Raum gegeben hätte. „Ich glaube nicht," schloß der Fürst, „daß der Herzog, wenn auch ganz Europa zur Herstellung der Napoleonischen Dynastie geschwiegen hätte, sich ein Jahr würde erhalten haben, ohne die Bahn der Kriege nach außen zu betreten."

Bestätigung dieser Versuche der Napoleonischen Partei erhielt ich wenige Monate später durch einen der Beauftragten Joseph Bonaparte's selbst, den Maler Goubeaud. Dieser war kurz vor dem Tode des Herzogs nach Wien gekommen, angeblich, um dessen Bildniß für Joseph Bonaparte zu malen. Er sollte von Marie Luise sich die Erlaubniß dazu erbitten; es wurde ihm aber erst nach des Herzogs Tode gestattet, der Herzogin aufzuwarten. Er hatte ein Schreiben Joseph's an den Herzog und gehörte zu den vertrautesten Werkzeugen der Leiter der Verschwörung. Er versicherte mich, im Jänner 1833, Armee und Ministerium seien gewonnen gewesen, und hätte der Herzog nur mit einer Zeile seiner Hand seine Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, so wäre es mit Louis Philippe zu Ende gewesen. Der Befehlshaber von Straßburg würde den Herzog mit offenen Armen empfangen und sogleich als Napoleon II. ausgerufen haben.

Hätte ich nicht aus dem Munde des Fürsten gewußt, daß Maler Goubeaud wirklich mit Vorschlägen Joseph Bonaparte's nach Wien gekommen war, ich würde den Erzählungen

desselben keinen Glauben geschenkt haben, so unbedeutend, so leichte Waare schien mir der Mann. Und doch ging wirklich der ihm anvertraute Auftrag dahin, wenn möglich den Herzog selbst oder wenigstens das zustimmende Wort von ihm nach Straßburg zu bringen. Er blieb nach des Herzogs Tode unbehelligt durch Monate in Wien und führte dort ein Bild aus, den Herzog im Augenblicke des Sterbens darstellend, eine mittelmäßige Arbeit. Es saß ihm außer Rittmeister von Moll und Kammerdiener de Jonge Niemand. Der Burgpfarrer kniet am Bette; Marie Louise ist hingesunken an demselben; Erzherzog Franz, Graf Hartmann, Hauptmann Standeiski stehen daneben; Herr v. Marschall an der Thüre, Ritter von Moll daneben. Die Uhr zeigt die Todesstunde.

Ich gab Grafen Montbel aus meinem Tagebuche, aus den Briefen des Herzogs an mich und aus den meinigen an ihn, die mir nach dessen Tode zum Theile zurückgegeben worden waren, aus meinem Gedächtnisse endlich, so viel ich eben glaubte, ihm mittheilen zu können. Er las mir die von ihm entworfene Einleitung und die ersten Abschnitte bevor er sie nach Paris zum Drucke schickte, die übrigen nicht mehr. Die Ausgabe zögerte. Ich befürchtete überdies, daß das Bild des Herzogs nicht ganz treu aus diesem Spiegel widerstrahlte. Deshalb und weil mich mein Herz drängte, schrieb ich das „Schreiben über den Herzog v. Reichstadt", das damals bei Herder in Freiburg erschien. Es sollte für den Denker alles sagen und ein Mal der Freundschaft auf dem frühen Grabe des unglücklichen Prinzen sein. Ich las es Fürsten Metternich aus der Handschrift vor. Er billigte es

und trug nur darauf an, mich nicht auf dem Titel zu nennen, sondern an Stelle des Namens zu setzen: „Von einem seiner Freunde." Das war ohnedies meine Absicht, denn ich kannte den Boden von Wien. Was ich heute schreibe, ist nur eine Ergänzung und soll, wie ich im Vorworte sagte, den Nachweis meiner Berechtigung zu dem erwähnten Schreiben geben.

Ich kenne die Aufnahme nicht, welche der Arbeit Montbel's in Frankreich geworden. Die Tagesstimmung und die Vergangenheit des Verfassers waren seinem Werke nicht günstig, das einen mit den Verhältnissen vertrauteren, in seiner Lage unabhängigern Mann zum Verfasser hätte haben sollen. Dieser fand sich nicht und konnte sich unter den damaligen Verhältnissen in Oesterreich nicht finden. Es war aber auch natürlich und ehrenwerth, daß ein Franzose, den der Sturm nach Wien verschlagen, Erinnerungen sammelte, die ein unzerstörbares Blatt in der Geschichte Frankreichs bilden.

Fürst Metternich veranlaßte eine Uebersetzung davon in's Deutsche. Sie erschien in Leipzig, bei Weygand im Jänner 1833. Ich habe dazu Berichtigungen und Ergänzungen geliefert.

Grundlose Gerüchte von Vergiftung durch Louis Philippe liefen bald nach des Herzogs Tode. Fürst Metternich wollte dessen Tod auf angeborene Schwächen in der körperlichen Entwickelung zurückgeführt wissen und Dr. Malfatti entsprach dieser Ansicht durch den Bericht der Leichenöffnung. Der Bericht war wahr, aber das Entstehen dieser Zustände erklärte er nicht. Der Prinz starb verzehrt durch den Kummer über seine Lage und über die Unthätigkeit seiner edelsten Kräfte. Ich kann mich von dem Glauben nicht trennen, daß eine glückliche und

thätige Jugend die Ausbildung des Körpers günstig gestaltet hätte und daß die Fehler der Entwickelung Folgen der Gemüthskrankheit waren. Ich habe dies Gemüth genug gekannt, um zu begreifen, daß der Körper demselben erlag. Doch hatte ich die entscheidende Krise weiter hinausgesetzt und gehofft, daß in seinem Schicksale früher die heilende Wendung eintreten werde, als der Tod.

Nicht sowohl im Volke, als unter den sogenannten Gebildeten hatte man die Fabel erfunden, daß dem Prinzen Name und Schicksal seines Vaters durch Jahre ängstlich verborgen worden sei. Ueber seinem Bette hing das Bild seines Vaters, von Gerard gemalt. In seinen Bücherschränken standen ganze Reihen von Werken, die nur von seinem Vater handelten. Nicht das Unglück, nicht der Adel der Geburt schützten ihn, da er noch Kind war, vor den Lästerzungen herzloser Schwätzer und dem Dünkel der Unwissenden. Mit Schwermuth hing oft sein Auge auf den in Tagblättern und Flugschriften über ihn ausgestreuten Nachrichten. Er sah daraus, was es mit dem Urtheile der Mitwelt oft für eine Bewandtniß hat und mit den Wortführern der öffentlichen Meinung.

Aber auch von denen, die mit ihm im Verkehr standen, ist er viel verkannt worden. Manche, namentlich am Hofe, schalten den Herzog verschlossen. Er war es nicht, hatte vielmehr das lebhafteste Bedürfniß der Mittheilung. Es kam wohl, weil so wenige seine Sprache sprachen. Man nannte ihn eigenwillig, starrsinnig, weil er kleinlichen Berechnungen und Verlangen sich nicht immer fügte und seinen

Widerspruch nicht jederzeit aufgab. Man nannte ihn unaufrichtig, als ob Einer von denen, die diesen Vorwurf wagten, wahr gewesen wäre, und als ob der gewöhnliche Verkehr der heutigen Welt auf etwas anderem beruhte, als auf der Verleugnung der Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Absichten! Er war nicht der Thor zu sagen, was er nicht sagen wollte oder in ihm gelegte Fallen zu gehen. Er war ein durchaus wahrer Charakter in eine unmögliche Stellung gezwängt. — Man nannte ihn mißtrauisch. Seltsamer Vorwurf in seiner Lage! Hat alles Geschwätz gegen mich seinen Glauben in mich erschüttert? — Es fehlte ihm wahrlich an wohlgemeinten mir mißgünstigen Warnungen nicht. Er wußte sie zu beurtheilen. Als selbst sein Spielgefährte Graf Gustav Neipperg, dessen anhängliches Herz ohne Falsch er kannte, ihn anging, mir nicht zu trauen, was that er? Er gab mir die Hand, erzählte mir alles, drückte mich an sein Herz und sprach: „Diese Leute kennen Sie nicht, ich aber kenne Sie." Und doch galt ich damals als in der Gunst des Fürsten Metternich, und Wenige hielten für möglich, daß Jemand sich unterfinge, ein Verhältniß zu dem Herzog ohne des Fürsten Zustimmung aufrecht zu erhalten, sahen es also als mit ihm abgekartet an und warnten den Herzog.

Diese schmutzige Luftschichte lag tief unter ihm. Wir hatten uns in einer höheren gefunden; in dieser standen wir Hand in Hand, Aug' in Auge und Seele in Seele. Niemals hatte solches Gerede den leisesten Zweifel im Herzog erregt. Er hat mir niemals das Unrecht angethan, mir Aufklärung über meine Doppelstellung zu ihm und zu Fürsten

Metternich abzuverlangen und ich habe auch nie eine Silbe zu diesem Zwecke gesprochen. Wohl aber tröstete ich ihn, wenn er aus solchem Gerede Anlaß nahm, mich zu beklagen.

Und von diesem Jünglinge hätte ich mich wenden können? Ich danke der Vorsehung, mir, in meinen geringen Verhältnissen die Gelegenheit gegeben zu haben, der Gunst der Macht nicht die Treue des Herzens zu opfern.

Er war ebenso wahr als zart in der Freundschaft und bedurfte wenig der Versicherungen und Zeichen. Im November und Dezember 1831 hatte ich ihn seltener gesehen als sonst. Mein Verkehr mit Herrn v. Gentz und ein Verhältniß, das zu meiner Verheirathung führte, theilten sich in meine Zeit. So geschah es, daß ich ihn manchmal durch einige Tage nicht sah. Daran erinnerte er mich nur in milden, mahnenden Worten.

So schrieb er am 28. Nov.: „Ich fand gestern bei meiner Rückkehr aus einer der anmuthigsten Opern eine Karte, die mir den Besuch eines Freundes ankündete, dessen*) Gespräch mir weit theurer gewesen wäre als die harmonischeste Musik. Sehen Sie diesen Freund, dem ich so viele Dankbarkeit zolle, so geben Sie ihm die Versicherung meiner wärmsten Anhänglichkeit und bitten Sie ihn, mir durch zwei Zeilen anzukünden, ob er mir den heutigen, morgigen, oder übermorgigen Abend schenken wolle.“

So schrieb der Sohn des großen Kaisers, der König von Rom, dessen Wiege huldigend Könige umstanden, den

*) Hier hat der Verfasser das Wort: „geistreiches“ ausgelassen.

vierzig Millionen Franzosen bejauchzten und den ganz Europa als einen Friedensengel begrüßte — an einen armen Sohn der Steiermark, an einen Offizier unteren Ranges im österreichischen Heere. Das ist der Merkstein seines Geschickes.

Als einen Nachruf über seinem in der österreichischen Kaiserstadt nun fast schon vergessenen Grabe nur noch diese wenigen Worte: Der Drang, der ihn belebte und tödtete, war kein verwerflicher, keine Verirrung unberechtigten Ehrgeizes. Daß die Mächte seinen Vater, nachdem sie ihn als Napoleon I. in feierlichen Verträgen als den berechtigten Herrscher der Franzosen anerkannt hatten, nach dessen Besiegung als den Vertreter der Revolution betrachteten, hob die Thatsache nicht auf, daß er der Bändiger derselben gewesen war und daß dessen gewaltige Hand Gesetz und Ordnung dem aus den Fugen gerathenen Frankreich wieder gegeben. Nicht er hatte die Bourbone gestürzt, nicht sie fand er auf dem Felde, als er den Wiederaufbau begonnen, nicht sie hätten ihn in diesem Riesenunternehmen damals ersetzen können, — nicht er ließ die Marseillaise durch Europa singen. Er, der Herrscher in einem übermächtigen aber geordneten Reiche, wurde im offenen Kriege überwunden, dankte ab und gab sich freiwillig in die Hände seiner Besieger. Der Ursprung gar mancher Dynastie steht in der Geschichte mit weniger würdigen Schriftzügen verzeichnet. Konnte der Sohn seinen Anspruch vergessen? Mußte er sich nicht fragen: wenn der Vater schuldig geachtet wurde, wo war das Recht, den Sohn dafür zu strafen? mußte er seine Berechtigung nicht als eine ererbte festhalten? — So dachte auch ich. — Die Ereignisse haben seither diese

Auffassung gerechtfertigt, obwohl ihr der damals noch bestehende unerläßliche Halt durch den Tod des Herzogs verloren gegangen. Nur zwanzig Jahre nach dessen Tode war Frankreich wieder ein Napoleonisches Kaiserreich und Europa erkannte einen mit dem Sohne Napoleons an Werth nicht vergleichbaren Sprößling als Napoleon III. an, gestand also dem Sohne, nun da er im Grabe lag, den Titel Napoleon II. zu, den es ihm im Leben verweigert hatte. Es ist heute erlaubt zu fragen: würde es für Europa, und ganz insbesondere für Oesterreich nicht vortheilhafter gewesen sein, wären die vergeblichen Versuche mit der älteren und der jüngeren Linie der Bourbone, namentlich der letztern, nie gemacht worden?

„Meine Geburt und mein Tod sind meine ganze Geschichte," sagte mir im prophetischen Geiste einstmals der edle Jüngling — aber neben seiner Geschichte gibt es noch eine andere und diese kann nur sein Schicksal und seinen Tod beklagen.

Anhang.

1.*)

Graf Moritz Dietrichstein an Prokesch.

Theuerster Freund! Der Prinz war so entzückt von Ihrer gestrigen Unterredung, daß er es zu seinen angelegentlichsten Wünschen rechnet, sie während unseres Hierseins so oft als möglich zu erneuern. Er bittet Sie daher, ihn morgen um 9 Uhr früh wieder zu besuchen, wo wir ungestört sein werden, (jedoch im Frack).

Was kann für einen jungen hoffnungsvollen Mann, der zu großen Dingen bestimmt ist und auf den die Welt sieht, angenehmer und nützlicher sein, als das Gespräch mit einem durch die schönsten Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichneten Manne!

Niemand kann solche Wünsche freudiger und aufrichtiger theilen, als

Ihr

ergebener Freund
M. Dietrichstein.

24. Juni 1830.

---

*) Zu Seite 12.

2.

Der Herzog von Reichstadt an Prokesch.

Ein Kinderball bei Hof verhindert mich heute, liebster Freund, mich mit Ihnen zu beschäftigen. Ein paar Kinder herumhüpfen zu sehen ist ein sauberes Surrogat für zwei Stunden militärischer Unterhaltung mit einem so geistreichen Manne wie Sie!

Mit der Bitte, mich Mittwochs mit Ihrem Besuche zu beglücken, vereinige ich eine zweite mir ebenso theure: sagen Sie mir das Mittel, Ihnen meine Freundschaft durch die That zu beweisen; Sie wissen, daß dieser Wunsch schon lang zu den wärmsten meines Herzens gehört. Leider kann ich Ihnen jetzt nur die Versicherung geben, daß wenn ich einmal so glücklich wäre, eine große strategische Combinaison zu entwerfen und durchzuführen, ich Ihnen einen großen Theil meines Ruhmes zollen würde, da Sie mich zuerst in das Feld der Kriegführung im Großen einführten.

Ihr

wahrer Freund

Fr. v. Reichstadt.

Wien, 10. Jänner 1831.

3.*)

Der Herzog von Reichstadt an Prokesch.

Auf dem gestrigen Balle sprach ich den Fürsten Metternich rücksichtlich der Instruktion des Grafen Hartmann. Er sagte mir, er habe sie zum Theile fertig, wünsche aber, daß Hartmann ihm, wie die Gesandten es zu thun pflegen, selbst seine Ideen hierüber mittheile. Dasselbe wiederholte er dem Grafen Hartmann, der sich nun wegen ihrer Aufzeichnung an mich wendet. Ich versprach ihm, bis heute sechs Uhr Abends etwas vollendet zu haben und begann sogleich die Arbeit. Jedoch, ungeübt in solchen Dienstschriften, und nicht ganz die Grenzen kennend, bis zu welchen ich mich einlassen darf, wende ich mich an Sie, liebster Freund, mit der Bitte, mir die wesentlichsten Punkte in der entsprechenden Form aufzusetzen. Bis um 3 Uhr Nachmittags werde ich sie bei Ihnen abholen lassen. Dürfte ich Sie gefälligst um eine Antwort auf diesen Zettel bitten, damit ich weiß, ob Sie meine Bitte gewähren oder nicht.

Franz v. Reichstadt.

---

*) Dieser Brief sowie die beiden folgenden zu Seite 43 u. f.

4.

Der Herzog von Reichstadt an Prokesch.

---

19. Jänner 1831.

Ich bin Ihnen unendlich verbunden für diesen äußerst wichtigen Dienst. Auch ich habe einige Zeilen zu Papier gebracht über denselben Gegenstand. Es wäre ein geschlossenes Ganzes geworden, hätten mich nicht heute wirklich unselige Lehrstunden von 7 Uhr bis 1 Uhr beschäftigt.

Ich erwarte Sie heute um 6 Uhr mit Ungeduld.

Ihr

wahrer Freund

Franz v. Reichstadt.

5.

Der Herzog von Reichstadt an Prokesch.

---

21. Jänner 1831.

Ich bitte Sie gefälligst, lieber Freund, um die Uebersendung des neulich verfaßten Schriftstückes, da ich es heute um 5 Uhr seinem angeblichen Verfasser mittheilen muß.

Von ganzem Herzen
Ihr
ewiger Freund
Franz v. Reichstadt.

P. S. Heute hoffe ich ohnehin die gewöhnlichen frohen Augenblicke Ihres unterrichtenden und liebreichen Gespräches sich wiederholen zu sehen.

6.

Prokesch an den Herzog von Reichstadt.

Mein gnädiger Prinz!

Sie haben mir gestern die Ehre erwiesen, mich zu besuchen, während ich gerade in Hütteldorf bei Baron Tettenborn zu Tische war. Wie sehr würde es mich erfreut haben, Sie in meinem Stübchen zu empfangen! Indem es mich drängt, Ihnen meinen Dank für Ihre Aufmerksamkeit zu sagen, wage ich Sie zu erinnern, daß Sie mir jüngst die Durchsicht einiger Ihrer Arbeiten versprochen haben. Ich liebe Sie zu sehr, um nicht mit Ungeduld der Erfüllung dieses Versprechens entgegen zu sehen.

Wie wäre es, wenn Sie sich einer sehr wichtigen und vortheilhaften Arbeit unterzögen, die Sie nothwendig angenehm beschäftigen müßte: Betrachtungen über Sie selbst und über Andere. In diesem Werkchen würden Sie sorgfältig aufzeichnen, was Sie an sich bemerken, über sich denken, an sich selbst loben oder tadeln, der Anderen aber nur soweit erwähnen, als Ihnen zur Erleuchtung des eigenen Bildes nothwendig wäre. Uebung im Nachdenken über sich selbst und über Ihre Lage, Wünsche, Hoffnungen, Gedanken, Empfindungen, kann nur vortheilhaft sein und muß dem Charakter Strenge und Klarheit geben. Das fährt mir eben so durch den Kopf.

Ob ich Sie sehe oder nicht, Sie wissen, daß Niemand mit größerer Durchdrungenheit an Ihnen hängt als

Ihr Prokesch.

8. Oktober 1831.

7.

Der Herzog von Reichstadt an Prokesch.

Ihr gütiges Schreiben von gestern Morgen gab mir ein vortreffliches Mittel zur Hand, nach und nach eine große Gewalt über mich selbst zu erhalten, und geneigt zu werden, Anderer Rath zu befolgen. Eine genaue Kenntniß seiner selbst, der Motive und Erfolge, ist der beste Maßstab bei der Erfüllung gewisser Ideen, die, wie manche Kinder nach einer beschwerlichen Schwangerschaft, todt zur Welt kommen, wenn das Gehirn sie ausbildet, ohne die wirkliche belebende Kraft zu besitzen. Man lernt strenge Forderung und strenge Beurtheilung, ohne je an das Unmögliche zu appelliren.

Zu der Arbeit, wozu Sie mich auffordern, Freund, gehört Zeit, und die innere Stimme, die in der künftigen Arbeit die Hauptrolle spielen soll, sagt mir, daß bei meinen vielen Unternehmungen sie mir zumeist mangelt.

Könnten Sie heute um ½12 Uhr oder um 6 Uhr Abends, kommen, so wären Sie der artigste der Menschen.

9. Oktober, 8 Uhr früh.

R.

8.

Prokesch an den Herzog von Reichstadt.

Mein Prinz!

Es ist nicht leicht möglich mit mehr Verstand, Gewandtheit, Einfachheit und Ruhe die große Frage der pairie héréditaire zu entwickeln, als dies Mr. Thiers in der Deputirtenkammer am 3./10. gethan hat. Ich kann nicht umhin, Ihnen die Lesung dieser Rede zu empfehlen, sende daher das Blatt (S. 3, Mittelkolonne) und bitte mir dasselbe im Laufe des Tages zurück. Sie werden darin finden, was über diesen Punkt Ihre Ideen ganz feststellen kann.

Ganz unterthänigst und ergebenst

Ihr

Prokesch.

13. 10. 1831.

9.

Der Herzog von Reichstadt an Prokesch.

Ich danke Ihnen vielmals für das mir sehr interessante Blatt. Thiers' Beweis-Gründe für den Adel im Allgemeinen sind aus dem menschlichen Herzen genommen, durch die Geschichte erwiesen, und fußen auf jenen Eigenschaften des Menschen, welche ihn zum Handeln bestimmen.

Was die pairie betrifft, so bestimmt mir der Redner nicht hinlänglich ihren eigentlichen Zweck und seine Argumente für die Erblichkeit scheinen mir nicht immer probehältig.

Mit meinem besten Abendgruße verbleibe ich auf ewig und immer

Ihr wahrer Freund
R.

13. 10. 1831. Schönbrunn.

10.

Prokesch an den Herzog von Reichstadt.

Mein Prinz!

Ich wage Sie zu bitten, nicht zu vergessen auf die militärischen Nothbehelfe, die Sie mir freundlichst versprochen haben, und deren ich im Laufe des heutigen Tages dringend bedarf.

Ich sehe Sie im alten Jahre nicht wieder. Für unsere Freundschaft gibt es keine Scheidewand der Jahre, und ich wünsche und hoffe, daß die Zeit sie so wenig angreifen wird, als das Glas den Diamanten!

Ganz

Ihr

Prokesch.

31. Dez. 1831.

11.

Der Herzog von Reichstadt an Prokesch.

Ich stehe eben nach einem langen Vortrage vom Pulte auf und suche Erholung, indem ich Ihnen schreibe.

Seit einigen Tagen höre ich viel von einem Buche sprechen: Professor Jänschke's (als Verfasser jedoch ungenannt) Geschichte der Revolution im Jahre 1830, aus staatsrechtlichem Gesichtspunkte. Kennen Sie es — was halten Sie davon?

Ich bedarf Ihres freundschaftlichen Gesprächs; können Sie heute kommen? Von 7 Uhr an erwarte ich Sie.

R.

Alserkaserne, 10. Jänner 1832.

12.

Prokesch an den Herzog von Reichstadt.

Spät erst empfing ich, mein Prinz, Ihre lieben Zeilen, zu spät, um noch zu kommen. Ich kann auch heute und morgen nicht, habe mir aber den Freitag ausersehen, wenn er Ihnen genehm ist.

Professor Jänschke's — muß heißen: Jarke's — Geschichte der Revolution vom Jahre 1830 ist ein verdienstvolles Buch; ich rathe Ihnen dennoch nicht, es zu lesen, weil Sie kaum etwas neues daraus lernen, sich aber gewiß an dem trockenen Styl und den langen Zeitungsauszügen ermüden würden.

Es ist derselbe Jarke, der jetzt das Berliner Wochenblatt herausgibt, ein Journal, das allen Neuerungen entgegentritt, aber zu Grunde gehen wird, weil es von denen, die es vertheidigt, nicht unterstützt wird.

Ganz Ihr

Prokesch.

11. Jänner.

13.

Prokesch an den Herzog von Reichstadt.

Hier, mein Prinz, das Promemoria zurück! Die Kommission ist gethan und mit Erfolg. Die arme Wittwe darf beruhigt sein. Die Auskunft ist von der Hand des Hofraths v. Kiesewetter.

Ich habe Ihnen vor einiger Zeit von einem Briefe des trefflichen Obersten v. Kavanagh, Militär-Referenten am Hofkr.-Rath gesprochen. Lesen Sie ihn, damit Sie sehen, welche Meinung dieser Mann von mir hatte. Ich sende ihn zur Rechtfertigung meiner Aeußerung, denn an Ihrem Urtheile, mein theurer Prinz, liegt mir, so wie an Ihrer Freundschaft, die ich beide zu verdienen unter die höchsten Freuden meines Lebens rechne. Machen Sie keinen Gebrauch davon, der mir schaden könnte, denn nichts schadet mehr als Lob, das man für übertrieben hält.

Lesen Sie ja in der heutigen Allgemeinen Zeitung die beiden Artikel aus Paris, die ein wichtiges Licht auf den Stand der Dinge werfen.

Im Laufe dieser Woche, wahrscheinlich Freitag, werde ich mir erlauben können, Sie zu sehen.

Ganz und immer

Ihr Prokesch.

17. Jänner 1832.

14.

Der Herzog von Reichstadt an Prokesch.

18. Jänner 1832.

Die Kommission, die Sie, liebster Freund, mir anvertrauen wollten, ist gemacht. Ich war gestern Morgens bei Feldzeugmeister Kutschera. Er kennt Sie, sprach von Ihnen mit Vortheil, und versprach den Vortrag über Ihr Avancement heute dem Kaiser vorzulegen. Nur überhäufte Geschäfte hielten ihn ab, dieses schon früher zu thun. Ich rechne daher darauf, Sie bald als Kamerad zu begrüßen.

Meinen Dank für die Ausführung meines Auftrags; wollten Sie wohl der Ueberbringer des meinen an Hofrath Kiesewetter sein. Wittwen und Waisen unterstützen war immer ein Balsam für die Felsenherzen unserer Vorfahren; wie angenehm muß es nicht Ihrem fühlenden werden!

Mein Urtheil über Sie ist fest; es bedurfte nicht des Briefes des Oberst Kavanagh, den ich Ihnen hiemit dankbarst zurückstelle — der Werth, den Sie auf die Meinung des Obersten legen, ist mir ein Bürge des seinen, und der Brief interessirte mich, wegen der richtigen Ansicht, die er über unsere Marine enthält. Es ist zu weitführend, Ihnen meine Meinung über die zwei Artikel der Allgemeinen Zeitung mitzutheilen; ich bringe sie soeben zu Papier, und werde Ihnen den Aufsatz unterlegen.

Graf Dietrichstein verläßt mich soeben, er sprach mir viel davon, daß ich in der allgemeinen Meinung nicht gut

stehe, und daß ich ein Thurm Babel sei. An wen mich wenden, um Wahrheit zu erfahren? an Sie . . . Versichern Sie mich durch ein paar Zeilen, daß ich noch nicht ganz gesunken bin und, könnten Sie vielleicht, ohne mich zu verrathen, von Graf Dietrichstein erfahren, was man über mich sagt, wäre es ein neuer Beweis Ihrer Freundschaft.

R.

Bis Morgen Mittag kommt mein Jäger um Antwort.

15.

Prokesch an den Herzog von Reichstadt.

19. Jänner 1832.

Mein theurer Prinz! ich kann Ihnen nicht genug Dank sagen für den Schritt, den Sie für mich bei K. gethan haben. Gelingt er oder gelingt er nicht, d. h. wird K. das Versprochene thun oder wird er es nicht thun, ich habe immer dabei gewonnen; ich empfing ja einen Beweis von Freundschaft von demjenigen, dem ich mit mehr als gewöhnlicher Neigung und nicht ohne Gefahr und Wagniß ergeben bin.

Lassen Sie D., in der Gluth seiner kindisch besorgten Liebe, Tadel über Sie häufen! Er meint es redlich, gibt aber freilich den Dingen oft eine Bedeutung weit über ihren eigentlichen Werth hinaus. Die Hauptgründe seines Tadels

sind eine, nach seiner Ansicht, zu weit getriebene Nachahmung der jungen Leute der Société, in Kleidung, Haltung, Benehmen u. s. w.; nicht genug Umsicht im Sprechen; nicht genug Würde u. s. w. Er findet den Sohn N.'s nicht genug markirt in Ihnen, nicht in jedem Augenblicke aufrecht gehalten. Sie kennen seine Wünsche und seine Furcht, wissen also genug, um selbst im Tadel seine Liebe zu verstehen.

Ich werde mich freuen, Ihre Meinung über die bewußten Artikel niedergeschrieben zu sehen, schon um des Schreibens willen. Klar und gut schreiben zu können ist ein großer Vorzug, und die Mühe, die man sich dafür gibt, eine lohnende. Auf keinem Wege lernt man schneller, richtig zu denken, was wieder die Vorbedingung des richtigen Handelns ist. Der Styl Ihres großen Vaters ist der treue Abdruck seines Geistes. Denken Sie, ich sei ferne und Sie schreiben mir über Alles, was Sie eben anspricht und Ihnen merkwürdig scheint. Eine solche Uebung kann Ihnen nur nützlich sein und ich will redlich und offen antworten, und auch allenfalls tadeln. On n'est pas digne de plaire à ses amis lorsqu'on ne s'expose jamais à leur déplaire.

Es bleibt also beim Freitag. Herzlichen und besten Morgengruß

von Ihrem

P.

Sie wissen doch, daß vor ein paar Tagen ein Dutzend deutsche Zeitungen Ihre Verlobung mit der Tochter des Erzherzogs Karl als ausgemacht angaben?

Meine erste Sendung nach Italien.

1831.

Aus meinen Tagebüchern und Aufmerkungen.

Die Verwaltungszustände der nach dem Sturze Napoleons unter päpstliche Herrschaft zurückgekehrten Theile Italiens waren der Art, daß sie die Mittelklasse und die Mehrzahl des Adels, also den Theil der Bevölkerung, dessen Stimmen am lautesten sowohl im Lande als über den Bereich desselben hinaus hörbar waren, mit Unzufriedenheit und mit Drang nach Aenderung erfüllten. Nicht als ob die große Masse des Volkes diese Unzufriedenheit und dieses Verlangen theilte; sie war von den Mängeln der Verwaltung wenig berührt, verstand kaum eine andere, aber der laute Tadel der in ihren Augen Gebildeteren, die Hinweisung auf eine angeblich leicht erreichbare bessere Zukunft, warb auch im Volke zahlreichen Anhang. Die Regierung war ohne Einblick in die Lage. Das nach der Rückkehr Pius' VII. in seine Staaten, im Jahre 1815, in Rom von Vielen erkannte Bedürfniß gründlicher Verbesserungen in der Verwaltung bleichte ab; die Verwaltung kam in unfähige oder unwillige Hände, hinter denen überdies keine Kraft stand. Irgend ein Anstoß und eine ermunternde Bürgschaft von außen mußten den Versuch eines

Aufstandes zur Folge haben. Den Anstoß gaben die Julitage in Paris vom Jahre 1830. Die Bürgschaft gab das französische Ministerium durch Aufstellung des Grundsatzes der Nicht-Einmischung.

Erst nachdem der junge Poerio*) und andere Sendlinge der mit den Pariserklubs zum Umsturze des Bestehenden eng verschwisterten zahlreichen geheimen Gesellschaften Italiens aus Paris die Mittheilung machen konnten, von General Lafayette, dem damals dort allmächtigen Manne und von dem Minister General Sebastiani in den bestimmtesten Worten die Versicherung erhalten zu haben, daß Frankreich den Aufstand in Italien nicht unliebsam sähe, und erst als Graf Molé, der dem Ministerium vorstand, ihnen verbürgte, daß kein österreichischer Soldat italienischen Boden, auf welchem das Volk sich erhübe und zu einem geordneten Körper sich einigte, betreten würde, entschloßen sich die Leiter der Bewegung in Modena, in Parma und so auch in Bologna zum Ausbruch.

Am 4. Februar berief der Prolegat N. Paracciani-Clarelli, durch die Verschworenen gedrängt, eine Regierungskommission aus Adeligen und Rechtsgelehrten (Marchese Franc. Bevilaqua, Conte Carlo Pepoli, Conte Aless. Aguecchi, Conte Cesare Bianchetti, Professore Franc. Orioli, Avvocato Giov. Vicini, Avvocato Antonio Silvani, Avvocato Antonio Zanolini) und legte die bestehende Guardia provinciale in die Hände der Verschworenen. Die Kommission gab am Tage darauf der Provinzialgarde zugleich mit einer strafferen Einrichtung die

*) Vergleiche im Anhang No. 1.

dreifarbige Kokarde, und nahm für sich den Titel eines Governo provisorio della Città e Povincia di Bologna. Aufrufe an das Volk zur allgemeinen Erhebung wurden erlassen, die Zusage Frankreichs wurde durch Maueranschläge verkündet, die Bildung einer bewaffneten Macht auf das Eifrigste betrieben. Am 7. wurden die päpstlichen Siegel und Wappen abgeschafft, an deren Stelle der Löwe mit der dreifarbigen Fahne und dem eingeschriebenen Worte libertà trat; am 8. erklärte die einstweilige Regierung die weltliche Herrschaft des Papstes für Bologna und dessen Gebiet thatsächlich und rechtlich erloschen und berief die Comizi generali del popolo, zu deren Gestaltung eine Kommission unter Vorsitz des Advokaten Giov. Vicini das Wahlgesetz auszuarbeiten berufen war.

Dem Beispiele Bologna's waren alle Städte der Legazionen und Marken gefolgt. Ueberall hatten sich Regierungskommissionen, an deren Spitze der Adel stand, gebildet; überall die päpstlichen Behörden sich der Umwandlung angeschlossen. Die Bischöfe von Cervia und Rimini hatten sich laut für dieselbe erklärt und die päpstliche Truppe war, so zu sagen, mit Waffen und Gepäck zu den Aufständischen übergegangen. Auch Ancona hatte keinen Widerstand versucht; die Besatzung übergab Stadt und Festung dem ersten Haufen, der sie dazu aufforderte und der päpstliche Legat Cardinal Benvenuti, auf der Flucht von dem Obersten Armandi in Osimo eingeholt, erkaufte seine Freilassung durch Unterzeichnung aller von demselben verlangten Zugeständnisse.

Aber der Aufstand sollte nicht auf diese Theile des päpstlichen Gebietes beschränkt bleiben, sondern, wo möglich alle

umfassen. Im Congresso generale, der noch im Februar in Bologna zusammentrat, saßen bereits auch Abgeordnete aus Perugia, Spoleto und Urbino. In der Sitzung vom 26. Febr. wurde die Abtrennung aller im Kongresse vertretenen Städte und Landschaften vom weltlichen Gebiete des Papstes feierlich erklärt, sowie die Einigung derselben unter sich zu einem Staate unter gleichem Gesetze oder, wie man zu sagen pflegte, zu einer und derselben Familie.

Am 4. März wurde die Verfassung dieses Staates, der den Namen „Provincie unite Italiane“ erhielt, verlautbart. Zwei Gewalten wurden geschaffen, eine gesetzgebende aus Vertretern der Verwaltungsbezirke und eine ausübende aus sieben Ministerien unter dem Vorsitze des oben genannten Advokaten Giov. Vicini.

Diese richtete nunmehr die Polizei und alle Zweige der Verwaltung ein. Sie ernannte am 15. März Carlo Zucchi zum Obergeneral der bestehenden und zu bildenden Truppen des neuen Staates, die sich nunmehr rasch zu sammeln begannen und denen der Papst, wie man wußte, keine Truppen seinerseits entgegen zu stellen hatte.

In Rom mußten diese Ereignisse den gewaltigsten Eindruck machen. Man sah darin ausschließlich das Werk der französischen Umsturzpartei und ihrer Verbündeten, der Geheimbündler in Italien; betrachtete aber auch die französische Regierung geneigt oder genöthiget der Partei zu dienen. Bevor man den Fall von Ancona wußte, gab man noch der Hoffnung Raum, den Aufstand niederwerfen zu können. Der Papst verkaufte an Fürsten Borghese eines seiner Güter, um

Sold für Truppen zu haben. Als aber am 24. Februar die Nachricht von den Vorgängen in Ancona und von dem Schicksale des Cardinals Benvenuti in Rom eintraf und der französische Gesandte, Herr Belocq, den Cardinal Staatssekretär Bernetti, auf dessen Aeußerung der Unerläßlichkeit für den römischen Hof fremde Hülfe nachzusuchen, auf den Grundsatz der Nichteinmischung verwies, der diesem Begehren entgegenstand, so schien dem Papste Flucht der einzige Ausweg. Derselben trat am 27. Februar der österreichische Botschafter Graf Lützow mit der Versicherung entgegen, daß Oesterreich den erwähnten Grundsatz nicht anerkennen werde. Und so war es auch.

Fürst Metternich konnte über die Aufgabe, die an ihn trat, keinen Zweifel hegen. Der leitende Gedanke in den Aufständen in Italien, damals noch unklar in den Meisten, war die Einheit Italiens und bedrohte die Lombardei so gut als Toskana. Schon am 19. Februar hatte der Fürst eine Erklärung an die vier Höfe gerichtet, welche die Herstellung der Ordnung in Parma und Modena, als eine Oesterreich aus Familienrücksichten zufallende Verpflichtung bezeichnete, die römische Frage aber auf das europäische Feld setzte, in so ferne nämlich die in der Wiener Kongreßakte bestimmte Gebietsvertheilung in Italien durch die Vorgänge in den Marken und Legazionen gefährdet war. Diese Erklärung fand die gewünschte Aufnahme in Petersburg, Berlin und selbst in London. In Paris mußte sie den Einspruch nicht des Königs, aber der Partei finden, von welcher die Erhebung in Italien ausgegangen war und die im Ministerium ihre Vertreter und im Satze der Nichteinmischung ihre Fahne

hatte. Daß aber diese Fahne nur durch den Krieg aufrecht zu halten war, darüber ließ die Haltung Oesterreichs keinen Zweifel und daß Frankreich im Falle des Krieges keinen anderen Verbündeten finden würde als die etwaigen Helfer der Umsturzpartei, die den Thron auch im Innern bedrohte, war vorauszusehen. Neben diesen Erwägungen fielen bei Louis Philippe noch andere ins Gewicht. Die Napoleonische Familie war bei den Aufständen in Italien auf das Thätigste betheiliget. Die Söhne des Grafen St. Leu (Louis Bonaparte) standen im Lager Zucchi's. Der ältere hatte sogar gleich Anfangs ein Schreiben an den Papst gerichtet, worin er für die Verwaltung Scheidung des Kirchlichen vom Weltlichen verlangte. Das Haus der Gräfin St. Leu war der Vereinigungspunkt der Mißvergnügten gewesen; Oberst Armandi zählte zu den wärmsten Freunden der Gräfin und ihre Gesinnungsgenossen waren zahlreich im höheren Adel vertreten. Auch in Frankreich war der Name Napoleon noch eine Macht und Oesterreich hatte den Sohn des großen Vaters, der zur Verherrlichung Frankreichs den Namen des Königs von Rom getragen, das Haupt des Napoleonischen Hauses, in Händen. Fürst Metternich erinnerte, in einer Depesche an Grafen Appony*) im Laufe des Februar den König der Franzosen an diese Thatsache. Louis Philippe war also entschieden für den Frieden. Dies führte zum Wechsel des Ministeriums. Der König fand in Casimir Périer eine entschiedene, von der Partei, die ihn zum König gemacht,

*) Oesterreichischer Botschafter in Paris.

unabhängige Stütze. Der Einspruch gegen den Einmarsch österreichischer Truppen in das päpstliche Gebiet wurde fallen gelassen, der Dauer der Anwesenheit dieser Truppen auf diesem Gebiete aber eine Schranke gestellt durch den Vorschlag an das Wiener Cabinet, mit dem französischen zusammen zu wirken, um den römischen Hof zu zweckmäßigen Neuerungen in der Verwaltung zu bestimmen. Fürst Metternich hatte seit lange in diesem Sinne in Rom gesprochen; es lag in Wien kein Grund vor, diesem Vorschlage nicht zuzustimmen. Fürst Metternich erklärte also in Paris seine Bereitwilligkeit dazu und sprach nur die Voraussetzung aus, daß die Sprache der Mächte in Rom das souveraine Recht des Landesherrn nicht beeinträchtige und daß der Aufstand zunächst gebrochen und die Ordnung im Lande hergestellt werde. Der Papst hatte bereits ein Ersuchschreiben an Oesterreich um Hülfe gerichtet, das zustimmend beantwortet worden war, und hierauf den Erzbischof von Bologna, Cardinal Oppizoni, zu seinem Prolegaten in den Legazionen und Marken ernannt. Louis Philippe ernannte Grafen St. Aulaire, einen Mann fester Grundsätze und allgemeiner Achtung, zu seinem Botschafter in Rom.

Fürst Metternich, der sorgsamsten Rücksicht für die schwierige Lage Casimir Périer's, des nunmehrigen Leiters der französischen Politik, voll, beschloß durch einen schnellen Schlag den Aufstand zu erdrücken, aber die kaiserlichen Truppen nicht länger auf päpstlichem Gebiete zu lassen, als nöthig sein würde, um der päpstlichen Regierung die zeitgemäße Umbildung der Verwaltung möglich zu machen und so die Zu-

kunft zu sichern. Dieser Gang wurde mit Casimir Périer vereinbart, die Zustimmung der übrigen Großmächte eingeleitet, dem päpstlichen Hofe, im Verein mit den Vertretern der fünf Höfe in Rom, der Zeitpunkt der Räumung anheim gestellt und solchergestalt der österreichischen Einmischung der Charakter einer europäischen Maßregel gegeben. Der Einmarsch von etwa 10,000 Mann genügte, um Bologna und die Städte der Romagna zu unterwerfen, nach Rimini vorzugehen, dort die unter Zucchi gesammelten Truppen nach kurzem Gefechte zu zerstäuben und eben so die Marken, mit Einschluß von Ancona, unter die Herrschaft des Papstes zurückzuführen. Nun stand es an der päpstlichen Regierung, an die ihr zufallende Aufgabe zu gehen, durch zweckmäßige Aenderungen in der Verwaltung die Zukunft sicher zu stellen.

Am 29. März sprach mir Fürst Metternich die Absicht aus, mich dem Cardinal Oppizoni als kaiserlichen Kommissär an die Seite zu stellen. Ich wehrte mich dagegen, indem ich, erst aus Griechenland und aus der Levante zurückgekehrt, auf meine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und Zuständen in Italien hinwies. Er versprach mir erschöpfende Weisungen. Ehe ich diese erhielt, kam aus Rom die Nachricht der Abreise des Cardinals nach Bologna. Nun wurde ich gedrängt und mußte am 2. April, Vorabend des Ostertages, abreisen. Ich aß noch spät beim Fürsten, hatte meinen Reisewagen an sein Thor bestellt, und als ich ging, sagte er mir nur: „Gehen Sie von dem Gesichtspunkte aus, daß die Verwaltung der päpstlichen Provinzen eine unfähige, höchst mangelhafte ist. Wir wünschen, daß sie eine erträgliche werde. Der

Papst ist eine Nothwendigkeit, also müssen wir ihn bestehen machen. Hindern Sie Mißgriffe, in so weit Sie es vermögen. Soviel dies auch sein möge, es werden deren noch viele geschehen."

Am 7. war ich in Bologna, wo 4000 Mann unserer Truppen unter General Freiherr v. Hrabovsky lagen, einem tüchtigen Soldaten und Ehrenmann, den die Zerrüttung in Ungarn später mit schwerem Unrecht bewarf. Land und Stadt machten, als Bild, mir einen erhebenden Eindruck. Links die Ebene, mit Bäumen wie mit Wellen der See überdeckt, daraus, wie Maste von Schiffen, hie und da Thürme und wie Segel im Sonnenscheine, weiße Gebäude. Nach der anderen Seite als letzter Abfall der Apenninen eine Reihe von Hügeln, bis zu oberst in Grün getaucht und mit Landhäusern und allerlei Bauten wie mit Perlen eingelegt. An diese Hügel gelehnt, die Stadt, mit Warten und Thürmen und neben dem höchsten ein schief geneigter, weithin sichtbar und abenteuerlich ansprechend. Durch eines der zwölf Thore gelangt, fuhr ich zwischen Säulengängen an Palästen und Kirchen vorüber, nach dem Hauptplatze in der Mitte der Stadt, von öffentlichen Bauten und der Petroniuskirche eingefangen, alle die einstige Macht und Würde des städtischen Gemeinwesens bezeugend. Schwarz wie die Trauer und wie die Zeit waren diese Bauten des Mittelalters, und ernst sah von dem Thore des Gemeindepalastes das riesige Standbild des Schutzheiligen auf die stattlichen Männer unserer Hauptwache, auf den Trödelmarkt und auf die lumpige Menge nieder, die den Platz und die sieben fast dreihundert Fuß

langen Stufen der Kirche überfüllten. Ein öffentlicher Brunnen, mit einem kolossalen Neptun aus Stein, vor bald dreihundert Jahren aufgerichtet, fesselte meine Blicke. Mir war die Wohnung nahe am Platze, im Palaste Caprara, in denselben Zimmern angewiesen, die einst Napoleon bewohnte und wo noch alle Einrichtungsstücke die kaiserliche Krone und das N trugen. So wohnt der Beduine in den Tempeln von Theben.

Am Tage darauf sah ich den Cardinal, einen Mann von nahe an 60 Jahren, stattlicher Haltung von angenehmen Formen, unterrichtet, redefertig. Er erkannte mit Freimuth die Mängel der Verwaltung, namentlich die Vernachlässigung der Rechtspflege und hatte mit Regelung derselben bereits begonnen. Er sprach sich für Milde gegen die Theilnehmer am Aufstande aus, gab den fremden Zuzüglern, Griechen, Korsen, Franzosen die meiste Schuld und wollte diese aus dem Lande entfernt wissen. Er machte mir im Ganzen den Eindruck eines verständigen Mannes und eines geeigneten Werkzeuges des römischen Hofes, wenn dieser Hof anders zeitgemäße Aenderungen begriff und ernstlich wollte. Der Unterredung wohnte ein Conte Salina bei, ein würdiger Greis, der ein Freund Pius VII. gewesen war und den Ruf des ersten Rechtsgelehrten in Bologna hatte. Der Cardinal stellte ihn mir als seinen persönlichen Rath und Freund vor.

Mich drängte es zunächst, einen Blick in das Land zu werfen, Lagen und Menschen mit eigenen Augen zu sehen. Ich ging schon am 9. über Faenza nach Rimini, wo unsere Vortruppen standen und wo ich den schönen und ritterlichen

Fürsten Karl Liechtenstein auf seinem Schmerzenslager fand. Er war während des Vorgehens gegen Zucchi, aus dem Straßengraben heraus, auf kaum drei Schritte Ferne, durch einen Schuß schwer verwundet worden. Ich besuchte die Städte der Romagna, sah ihre Vorstände und Leiter und eilte dann nach Bologna zurück. Der Eindruck, den ich empfangen hatte, war ein entmuthigender. Alle Stimmen, wie verschieden auch die Beweggründe, waren in dem Wunsche einig, der Priesterherrschaft los zu sein. Nirgends Vertrauen, es könne besser werden; nirgends die Hoffnung eines Verständnisses in Rom für die Bedürfnisse der Länder; nirgends die Erwartung durch zeitgemäße Einrichtungen der Selbsthülfe zuvorzukommen; überall die Ueberzeugung neuen Umsturzes, sobald dem Papste die Hülfe von außen fehlen werde. Unsere Generale und Offiziere hatten alle denselben Eindruck empfangen.

Um zu erklären, wie diese Zustände entstehen konnten, bin ich genöthigt, mehrere Jahre zurückzugreifen. Der päpstliche Stuhl empfing im Jahre 1815 aus den Händen der Verbündeten die Länder zurück, welche durch eine Reihe von Jahren nach den im französischen Kaiserstaate gültigen Normen verwaltet worden waren. Manche dieser Normen paßten zur Stellung des Volkes in einem Kirchenstaate nicht, im Großen und Ganzen aber waren sie das Ergebniß sorgsamer Prüfung des früher Bestandenen und gewissenhafter Erwägung der Bedürfnisse der Zeit. Statt die Verschmelzung des Alten mit dem Neuen zu versuchen, stellte die päpstliche Regierung die alte Ordnung ohne jede Reinigung von ihren vielen Mängeln,

ohne Anpassung an die veränderte Zeit und überdies in ihren abgestorbenen Formen her. Der Vergleich der alten und neuen Gesetzsammlungen, Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen hätte, mit der Leuchte der Erfahrung zur Hand, zu heilsamen Abänderungen führen sollen, blieb aber unbeachtet. Was von dem, was man vorfand, mit geringer Aenderung nützlich dienen konnte, wurde verworfen; was verworfen werden sollte, wiedergebracht. So rief sie zunächst für die Gerechtigkeitspflege Gesetz und Verfahren aus dem Jahre 1796 in's Leben, was Schwanken und Willkür, Unsicherheit und Umtriebe in diesem wichtigen Zweige zur Folge hatte. Erst nach einem Jahre, dem lauten Verlangen nachgebend, versprach die Regierung Ersatz für das aufgehobene französische Gesetzbuch und zwei Jahre später erschien eine Vorschrift für das gerichtliche Verfahren. Dabei aber blieb es. Der Staat war ohne festes Civil- und Strafgesetz. In Civilsachen konnte man von jedem Urtheile nach Rom sich berufen, der Schuldner konnte den Gläubiger Jahre lang herum ziehen; die geringfügigste Sache dauerte von 18 bis zu 30 Monaten und keine war so abzuschließen, daß sie nicht durch Spruch des Legaten oder durch Erlaß der Curie nach Jahren wieder aufgenommen werden konnte. Es gab keine Sicherheit des Eigenthums.

Es gab aber auch keine der Person. Nicht, als hätte die Regierung sich zu Gewalt und gesetzwidriger Härte hinreißen lassen; sie versank vielmehr in Schwäche und Nachsicht, so daß nicht selten der Verbrecher, nicht aber der Verletzte, Schutz bei ihr fand. Das römische Recht, die Provinzial-

statuten, die von Päpsten und Legaten zu verschiedenen Zeiten gegebenen Verordnungen, bildeten ein Chaos von Willkürlichem, Widerspruchsvollem, Unausführbarem und Unzulänglichem.

Die Polizei, dieser wichtige Zweig, hatte von seiner edlen Bestimmung, für die öffentliche Sicherheit zu wachen, kaum eine Ahnung und war zu einer Verkaufsbude von Pässen und Ausnahmen herabgesunken.

Was aber geschah für die Verwaltung und Entwickelung der Hülfsquellen? Die in den Marken und Legazionen im Jahre 1814 bestehende Finanzverwaltung war gut, kostete verhältnißmäßig wenig, quälte nicht und brachte das Nöthige ein. Es hätte genügt, dieser Einrichtung, die durch die geänderten Grenz- und Handelsverhältnisse, durch die Zollordnungen der Nachbarstaaten u. s. w. nothwendig gewordene Umgestaltung zu geben, aber die Regierung zog vor, eine andere an ihre Stelle zu setzen, die an Einheit und Verständlichkeit Mangel litt. Drei andere Fehler gesellten sich dazu: Vermehrung der Beamten, schlechte Wahl derselben und Verminderung der Besoldung. Der Handel und das Gewerbe litten durch das unpassende Zollwesen, durch unnütze und lähmende Controle, durch verderbliche Ausnahmen, durch schädliche und gehässige Privilegien. Der Vergleich des Erträgnisses von 1814 mit dem von 1830 zeigte beträchtliche Verminderung der Einkünfte. Aehnliche Verschlimmerung trat in der Provinzial- und Gemeindeverwaltung ein. Das Elend vieler Gemeinden war hievon die Folge. Zur Erhebung der Steuern und Gefälle wurde das Land mit Verwaltern, Vorstehern, Aufsehern und Einnehmern überschwemmt, eben so

zur Verwaltung der Straßen- und Wasserbauten, in welcher allein noch die Einrichtung des regno d'Italia aufrecht gehalten war, die unter einer wachsamen und kräftigen Regierung schon sehr kostspielig, unter der nachlässigen und schwachen der Curie überdies in ihren Organen erschlaffte. Im Kirchenstaate, wo so viele der Ausgaben größerer Staaten wegfallen, überstiegen Gefälle und Taxen in manchen Artikeln die im Auslande üblichen. Die direkten Lasten betrugen fast 25 % des Bodenertrages.

Ich schweige über die bewaffnete Macht. Die letzten Ereignisse sprachen genügend darüber ab. Das Warum erklärt sich aus dem Werbsysteme.

Wenn die päpstliche Regierung die Gegenwart so ungenügend besorgte, was hatte sie für die Zukunft gethan? Welche Maßregeln hatte sie für die Erziehung genommen? Welchen Schutz gewährte sie Wittwen und Waisen, welche Vorsorge den Armen? Welche Mittel wendete sie an, um die verschiedenen Stände, den Adel, den Bürger, den Landbauer, den Gewerbsmann, jeden in seinen Rechten und Pflichten zu schützen, zu erhalten, zu ermuntern? Der Wille war in Rom der beste, aber es fehlte der Ueberblick, das Verständniß, die leitende Einsicht. Welche Bahn eröffnete Rom dem Talente? Nur eine, und diese war nicht mit der natürlichen Bestimmung des Menschen, der Gründung des Hauses und der Familie, vereinbar.

Bei diesem Stande der Dinge und bei der Richtung, welche die Julitage den Köpfen gegeben hatten, was Wunder, daß die Lehre von der Nothwendigkeit des Umsturzes des

Bestehenden leichten Eingang gefunden. Es war nicht schwer, der Versicherung Glauben zu schenken, das Gerüste der Staatseinrichtungen sei ein vermodertes, das nicht länger die Kraft habe, die Gesellschaft zu tragen. Es war nicht schwer, die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Obergewalt in einer und derselben Person als die Hauptquelle dieses Uebelstandes ansehen zu machen und die Herzen mit dem Worte: Italien! zu verlocken. Die Verarmung warb dem Aufstande zahlreiche Anhänger; der Mangel an Aussicht für seine Söhne und Töchter machte den Familienvater, diesen natürlichen Freund der Ordnung und des Gesetzes, hoffnungsvoll nach der von den Leitern der Bewegung ausgesteckten Fahne blicken. Der ungenügende Schutz für Person und Eigenthum wandte den Bürger derselben zu. Die Vernachlässigung der untersten Klassen machte sie zum wenigsten gleichgültig gegenüber der Regierung. Diese stand sonach verlassen da, weder gefürchtet noch geachtet, und während ihre Feinde thätig waren, wandte sie ihre Freunde von sich ab, indem sie die Rathschläge derselben, aus denen ihr Leben und Kraft erwachsen konnte, mit denjenigen in Eins zusammen warf, die dahin zielten, ihr den Tod zu bereiten.

Von welcher Hand auf den so beschaffenen Boden die Brandfackel des Aufruhrs geschleudert werden mochte, sie zündete und die Flamme verbreitete sich augenblicklich von einem Ende zum andern. Die Wenigsten wußten oder dachten auch nur darüber nach, was Vicini und seine Gefährten eigentlich wollten, versprachen oder zu halten im Stande waren. Alle aber hofften, daß jeder Wechsel Vortheil sei. Furcht vor der

Gefahr des Unternehmens und das augenscheinliche Unvermögen, es mit eigenen Kräften durchzuführen, hätten das Volk zurückhalten können; diese Besorgnisse aber hatten die Anstifter des Aufruhrs aus dem Wege geräumt, indem sie auf Frankreich wiesen. Die Nichteinmischung wurde für ein europäisches Gesetz genommen und konnte wohl auch denen, die an die Allmacht Frankreichs glaubten, für ein solches zeitweise gelten.

Als das verbrecherische Spiel der Wenigen, die mit sich die Bevölkerungen der Marken und Legazionen fortrissen, durch das Erscheinen unserer Truppen zu nichte geworden, erkannten wohl Viele die Täuschungen, mit denen man sie eingewiegt hatte, aber die Bedürfnisse und Wünsche blieben dieselben. Es war ungerecht aber natürlich, daß sie uns als diejenigen betrachteten, die sie in den gehaßten früheren Zustand zurückschleuderten. Zwei Irrthümer lagen dieser Meinung zu Grunde. Den einen, daß es durch die ungehinderte Entwickelung der Absichten Vicini's besser geworden wäre, zu berichtigen, hatte die Gelegenheit gefehlt; den anderen, daß wir der Verbesserung der Zustände dieser Länder entgegen seien, konnte nur das Vorgehen der päpstlichen Regierung berichtigen.

Das sind die Gründe, warum ich im Antlitze der großen Mehrheit derer, welche ich auf meiner Rundreise traf, nur Abneigung und Widerwillen begegnete. Das konnte mich nicht verletzen. Mir genügte zu wissen, daß Oesterreich seit Jahren dem römischen Stuhle die Nothwendigkeit tiefgreifender Verbesserungen in der Verwaltung ans Herz gelegt hatte, dieselben in seinem eigenen Interesse wünschen mußte und

auch dermalen auf das Wärmste und eingehend empfahl. Es stand mir damals noch ferne, nicht zu hoffen, daß diese Sprache in Rom nicht die beste Aufnahme fände.

Es kam aber gerade damals, als ich in Rimini war, die in Folge der Vereinbarung zwischen dem Wiener und Pariser Cabinete an unsere Truppen in der Romagna ertheilte Weisung, die Provinz, mit Ausnahme von Ancona und Bologna, zu räumen. Das Zusammentreffen dieser Nachricht mit dem Eindrucke der Lage, den ich empfangen hatte, gab mir die Ahnung der Vergeblichkeit meiner Sendung. Ich begriff die Absicht des Fürsten Metternich, der schwierigen Stellung Casimir Périer's zu Hülfe zu kommen; ich übersah auch nicht, daß die Uebelstände in den Provinzen nur von Rom aus geheilt werden konnten, auf dieses also zu wirken war, aber ich brachte die Hoffnung auf gründliche Leistung nicht mehr zurück nach Bologna. Das Ueberwältigende in der Lage stand mir vor Augen und die Befürchtung überfiel mich, daß man sich in der Meinung, die päpstliche Regierung sei im Stande, den Frieden vorzubereiten, täusche. Ich sprach mich unverhohlen darüber nach Wien aus und schloß mich an die Vorstellungen der Generale, des Cardinals, des päpstlichen Hofes selbst, um eine größere Truppenkraft in den Legazionen zur Verfügung zu haben. Auch erreichten wir einen Zuschuß, der wenigstens erlaubte, ein paar Zwischenstädte durch einige Wochen besetzt zu halten und Streifabtheilungen auszusenden.

Nach Bologna zurückgekehrt und nachdem ich mich nach Möglichkeit dort eingearbeitet, legte ich die Hände nicht in

den Schooß und fand im Cardinal so übereinstimmende Anschauungen, daß ich es fast wieder zu Hoffnungen brachte. Er hatte sich mit einer Consulta von vier Personen, aus jeder Legazion eine, umgeben, und war unermüdet in Wegschaffung in die Augen fallender Mißbräuche und in den Entwürfen zum Aufbau der Verwaltung, zu dem nicht die Erfahrungen und Gedanken, aber die Menschen fehlten. Die brauchbarsten waren, wenn nicht in den Reihen der Gegner, so doch durch die jüngste Vergangenheit denselben verfallen. Das schreckte den Cardinal nicht. Er schenkte ihnen Vertrauen und verwendete sie. Die Gerechtigkeitspflege wurde strenger und ernster aufgefaßt, das ganz vernachlässigte Gefängnißwesen einigermaßen geordnet; die Stadtbehörden wurden einer Säuberung unterworfen, der Geschäftsgang wurde vereinfacht und geregelt, der Verschleuderung des Geldes nach Möglichkeit Einhalt gethan. Diese war z. B. in den frommen Anstalten so weit gediehen, daß ein Krankenhaus von 25 Betten 125 bezahlte Beamte und Diener hatte. Der schwierige und unerläßliche Dienst der Polizei war der Leitung des Generalintendanten Cavaliere Baratelli übertragen, eines fähigen, thätigen und sicheren Mannes, — die Neubildung einer Truppe dem Obersten Lazarini, wofür freilich nur solche Elemente vorlagen, die den Eid schon einmal gebrochen hatten und in jedem anderen Lande für unmögliche gehalten worden wären. Auch für Unterricht und Wissenschaft geschah Einiges, wozu der spätere Cardinal Mezzofanti, damals Bibliothekar, der größte Sprachkenner des Jahrhunderts, die Hand bot. Selbst für die Kunst fanden wir Zeit und

Geld, ließen ein während der Herrschaft der Franzosen in ein Magazin umgewandeltes, mit Fresken alter Meister geschmücktes Landhaus der Bentivogli und die zur Aufbewahrung von Heu und Stroh benützten Kirchen San Michele in Bosco und der Mezarata, deren Wände mit Fresken der Trecentisten bedeckt sind, räumen, und in der Stadt die Pinakothek herrichten, für die sich Professor Fruli, ein tüchtiger Maler, und Pietro Giordani, ein junger, sehr thätiger Mann, eifrig bemühten, derselbe, den ich vierzig Jahre später noch als Vorstand dieser Anstalt fand.

Aber unsere Bemühungen griffen wenig über die Stadt hinaus. Das Land war völlig unter dem Einflusse der Gegner und selbst die öffentliche Ruhe nur durch zeitweises Einschreiten unserer Truppen aufrecht zu halten. Streifabtheilungen besetzten bald Faenza, bald Forli, Cesena, Rimini und Ravenna. Die Behörden waren noch allerorts die von Vicini eingesetzten, die aufregenden französischen Blätter und die ihnen nachgebildeten italienischen die allein gelesenen; Clubs bestanden in allen größeren Orten, Versammlungen fanden ungehindert überall statt; es fehlte an Waffen nicht, denn die wiederholten päpstlichen Edikte zur Entwaffnung brachten nicht ein einziges Gewehr ein. Die am 26. März, da Vicini als „Vorstand der einstweiligen Regierung der vereinigten italienischen Provinzen“ dem Cardinal-Legaten Gian Antonio Benvenuti Ancona wieder übergab, abgedrungenen Bedingungen hatten den am Aufstande Betheiligten völlige Verzeihung verbürgt, den am 4. Februar abgefallenen Beamten und Militärs die Wiederaufnahme in ihre früheren

Dienstverhältnisse und Bezüge gesichert und den Eingeborenen, welche die Rückkehr in ihre Heimathorte vorzogen, dieselbe mit Waffen und Gepäck unbehindert erwirkt. Es trieben sich also im Gebirge ein paar tausend Bewaffnete herum, auf welche die Partei zählen zu können glaubte und welche, wenn gerufen, auch wirklich in die Ebene niederstiegen, sobald es in irgend einer der Städte Unruhen gab oder Drohungen eingeleitet wurden. Aber nicht diese Verhältnisse waren es, welche uns in Bologna lähmten, denn unsere Truppe, trotz ihrer geringen Zahl, genügte, um vereinzelte Ruhestörungen zu hemmen, und einen ernsteren Ausbruch hatte Vicini durch seine Kundmachung vom 26. März selbst niedergehalten, indem er die Rückgabe der Mark Ancona an den päpstlichen Legaten durch die Täuschung erklärte, die Italien durch Frankreich erlitten habe, und somit das Vertrauen in dessen so sicher erwartete Hülfe zunächst erschütterte und lähmte. Mächtiger eingreifende Schwierigkeiten kamen aus Rom. Dort waren die Zugeständnisse des Cardinal Benvenuti durch päpstlichen Erlaß vom 5. April verworfen worden und es erging gleichzeitig an Cardinal Oppizoni der am 14. April wiederholte und am 30. nur schwach geminderte Befehl zu strengen Maßregeln. Sechs Klassen der Schuldigen sollten zu Haft gebracht und den Gerichten übergeben werden, nämlich die Urheber und Anstifter des Aufstandes, — diejenigen, welche Hand an Cardinal Benvenuti gelegt, — die, welche mit höherem Range als dem eines Hauptmannes Truppen befehligten, den Aufstand in die Nachbarprovinzen trugen oder gegen Rom sich in Bewegung setzten, — die Werkzeuge

der revolutionären Presse, — alle, die in öffentlichen Versammlungen für Entsetzung des Papstes der weltlichen Herrschaft gestimmt oder Anträge in diesem Sinne unterzeichnet hatten, endlich alle von der öffentlichen Meinung als besonders schuldig Bezeichnete. Weiter sollte allgemeine Entwaffnung, Auflösung aller bewaffneten Körper, die sich des Treubruches schuldig gemacht, und, in der bestehenden Truppe, die Reinigung von unsicheren Offizieren vorgenommen werden.

Zur Ausführung dieses Befehles fehlten alle Mittel und der Inhalt desselben stand der Ansicht des Cardinals Oppizoni über den allein möglichen Weg der Beschwichtigung des Landes und der Versöhnung desselben mit der päpstlichen Herrschaft entgegen. Das Lautwerden mußte genügen, um den Cardinal seiner stärksten Waffe, der Hinweisung auf die in Rom herrschende Einsicht zu berauben. Die römische Curie verwarf überdies die Neuerungen des Cardinals im Gerichtsverfahren als eine Ueberschreitung seiner Vollmacht, was dessen Freunde nicht überraschte; sie verbargen es kaum, daß sie die päpstliche Regierung für unrettbar hielten. Auch ich schrieb damals nach Wien und Rom: „Geht der Augenblick vorüber ohne Wiederbelebung gerechter Einrichtungen und Abstellung der schreienden Mißbräuche, so wird der Haß gegen die Regierung ihr Fortbestehen gefährden und die Söhne werden ausführen, was den Vätern, Dank unserer dem Papste gegebenen Hülfe, nicht gelang.“

Aber Rom ging noch weiter. Auch die Consulta, mit der sich der Cardinal umgeben hatte, fand Anstoß dort. Man betrachtete sie als einen Schritt zur Loslösung der Legazionen

vom päpstlichen Staate. Es wurde klar, daß der Cardinal in Rom das Vertrauen nicht besaß, das ihm zur Durchführung seines Beschwichtigungsplanes unerläßlich war. Dieses Verhältniß kam der Partei zu gute, welche den Aufstand gemacht hatte und gelegentlich wieder zu machen entschlossen war. Es umfaßte diese Partei aber in Bologna fast den ganzen Adel, den Mittelstand, die Mehrzahl der Beamten, die Polizei nicht ausgenommen, die Jugend, die Frauen, selbst einige Geistliche. Sie versagte dem Cardinal persönliche Achtung nicht, weil er Verständniß für die Mängel des vor den Februartagen bestandenen Verwaltungssystems hatte. Die Mißbilligung der Einrichtungen und der Haltung Oppizoni's ließ den Rückfall in die alte Mißregierung voraussehen. Die Behörden waren wie gelähmt, die Versuche, thätigere Männer in dieselben zu bringen, mißglückten nun vollends. Anarchische Aufrufe, Parteilügen, Kundmachungen aufregender Reden wie die Mauguin's und Lamarque's waren in allen Straßen zu hören. Viele unserer entschiedensten Gegner wollten die Marken und Legazionen lieber an Oesterreich abgetreten als der päpstlichen Regierung auf's Neue unterstellt. Andere Glieder der Partei, in der Absicht, Mißtrauen in Rom zu säen und den Verbündeten in Paris verwendbaren Stoff zu liefern, gefielen sich durch mehrere Tage das Gerücht in's Volk zu werfen, als sei die Abtretung dieser Provinzen an Oesterreich eine mit der römischen Curie abgekartete Sache. Oesterreichische Wappenschilde wurden in Bologna, in Forli, in Ancona gemacht, österreichische Kokarden vertheilt. Man bezeichnete schon den Tag, wo Oesterreich die Maske abwerfen werde. Mir kamen Zu-

schriften zu, welche die Zufriedenheit des Volkes mit diesem Wechsel der Herrschaft aussprechen sollten. Ich mußte diesem Getriebe offen entgegen treten.

Der Cardinal, tief gekränkt, gab die Hoffnung nicht auf, Rom zum Verständniß der Lage zu führen. Drei bedeutende Männer Bologna's, seine Freunde, die Grafen Zambeccari und Isolani und Abbate Mezzofanti gingen in den ersten Tagen des Mai zu diesem Zwecke als Abgeordnete der Stadt dahin. Er aber hielt sich mit Würde aufrecht in Mitte der aufgeregten Stadt. Obwohl von besorgten Freunden gewarnt, fast zurückgehalten, führte er am 7. Mai, dem Feste der Madonna di S. Lucca, die übliche Procession, zu der an vierzigtausend Menschen aus der Umgebung zugeströmt kamen. Sein Anstand gebot der Menge eine ruhige Haltung. Kein ungeziemendes Wort fiel an diesem Tage. Er verrieth auch mir seine Stimmung nicht. Aus der meinigen war jede Hoffnung auf die Lösung unserer Aufgabe gewichen.

Ich wußte aus Rom, daß die französische Botschaft auf Räumung der Legazionen und Marken drang; daß sich die Curie dagegen wehrte, aber, nur Frankreich fürchtend, dennoch an unsere Botschaft das Begehren der Räumung nach Maßgabe als päpstliche Truppen die unseren ersetzen könnten, stellte; daß sie nur auf Besetzthaltung einiger Punkte in den Legazionen bestand und daß wir das eine wie das andere zusagten. Ich konnte mich über die politische Lage nicht täuschen, denn, um unserer Einmischung den europäischen Charakter zu bewahren, hatte Fürst Metternich die Entscheidung aller auf die Erhaltung und Sicherstellung der öffentlichen Ruhe im Kirchen-

staate bezüglichen Maßregeln der Berathung einer aus den Vertretern der fünf Großmächte im Vereine mit der päpstlichen Regierung zu bildenden Conferenz überlassen.

Regierungen, aus einem Parteisiege hervorgegangen, bleiben der Parteimeinung dienstbar und die Geschichte gibt Beispiele genug, daß diese heute an der Zerstörung dessen arbeitet, was sie gestern geschaffen. Louis Philippe war in dieser Lage. Die ihn auf den Thron gebracht, bekämpften die Mittel, die er für nöthig erkannte, um sich darauf zu erhalten. Dem kräftigsten Vertreter des Bürgerkönigs, Casimir Périer, der den General Sebastiani mit in den Kauf hatte nehmen müssen, trat die Phalanx derer entgegen, die den Bürgerkönig gemacht hatten und, um sich und den König zu halten, war der Minister zu Zugeständnissen an die Parteimeinung genöthigt, die sein unbefangenes Urtheil verwerfen mußte. Ein solches war das überstürzte Drängen in Rom und in Wien, um das Verweilen unserer Truppen auf päpstlichem Gebiete abzukürzen, ohne jede Rücksicht dafür, daß ja eben die Anwesenheit unserer Truppen die Vorbedingung der Möglichkeit eingehender Umgestaltung der Verwaltung war. Daß der Papst dies laut aussprach, daß es von Wien ausgesprochen wurde, beirrte die Partei nicht. Es war nicht blos kleinliche Eitelkeit, was sie leitete. Sie wollte die Revolution, um im eigenen Lande zur Republik zu gelangen und die Genossen in Italien wollten gleichfalls den Umsturz, um die Einheit Italiens aufzubauen. Das aber konnte Casimir Périer nicht wollen. Ich erinnere mich, daß mir ein Jahr später ein französischer Minister, mit dem ich

die Lage vom Mai 1831 besprach, sagte: „Sie hatten das Wohl der päpstlichen Unterthanen im Auge. Daran lag uns, aufrichtig gesagt, nichts. Ob diese Leute mehr oder weniger zahlten, Gesetze erhielten oder nicht, war uns gleichgültig. Wir brauchten irgend ein großes Wort für die Tribüne. Wir mußten den Schein gewinnen, etwas gethan zu haben, was dem Willen unserer Leute in Paris entsprach."

Weisungen des Ministers General Sebastiani, die der französische Botschafter Graf St. Aulaire der Conferenz der fünf Mächte am 9. Mai vorlegte, nahmen das am 14. April erneuerte päpstliche Edikt vom 5., das gar nicht zur Ausführung gekommen war, zum Anlaß der schwersten Vorwürfe gegen die päpstliche Regierung. Alle Angaben, worauf diese Vorwürfe ruhten, waren falsch. Es hieß darin, die Gefängnisse in Bologna seien überfüllt mit politisch Angeklagten, alle Freigesinnten sich zu verbergen oder zu fliehen gezwungen, die Gerichte durch Willkür oder vom persönlichen Hasse geleitet. Die Wahrheit war, daß die am Aufstand betheiligt Gewesenen das Haupt hoch trugen und in den meisten Aemtern saßen; daß aus den Tausenden, die sich an der Regierung verschuldet, nicht eine einzige Person von Geburt, Rang oder Vermögen festgehalten, oder auch nur bedroht war. Zwei Leute aus dem Mittelstande waren die einzigen, die man festgenommen, dieselben, welche die Hand an den Cardinal Benvenuti gelegt hatten. Die Clubs versammelten sich ungehindert. Ihre Sendlinge waren zwischen Bologna und den Städten des Landes in ununterbrochener Bewegung. Dem Verkehr mit Paris stand nichts entgegen. Waffenmagazine wurden offen

angelegt. Mit bewaffneten Haufen, die man großsprecherisch bereits auf 6000 Mann stark angab, wurde ungestraft großgethan. Nicht diese Leute, wie Graf Sebastiani den Parteiblättern nachredete, ergriffen die Flucht, sondern die Anhänger der Regierung. Das von ihm gestellte Verlangen einer allgemeinen Amnestie klang wie Spott.

Die Unausführbarkeit des Ediktes vom 5. April, das auch in seiner letzten Fassung vom 30. ein Mißgriff und todter Buchstabe blieb, machte auch in Paris die Vorwürfe gegen dasselbe verstummen, nun aber regte man dort die Räumung von Ancona und Bologna an. Ancona insbesondere gab der Partei einen brauchbaren Vorwand, um Oesterreich der Absicht anzuklagen, es wolle sich an diese Festung klammern, um von dort aus die Halbinsel zu beherrschen. Die Conferenz der fünf Mächte entschied die Räumung dieses Platzes. Am 15. Mai zogen unsere Truppen aus Ancona ab. Die Wachen übernahm eine von Conte Girolamo Battaglini in Eile errichtete Guardia Urbana. Wenige Tage darauf wurde das Bataillon unserer Jäger, welches, ohne festen Standort, in Streifabtheilungen die Ruhe in den Städten der Romagna aufrecht hielt, abberufen. Die Besitzlosen, die sich mit baldigem Wiederausbruch des Aufstandes trugen, Verbindungen mit Turin unterhielten und ihre Hoffnungen nicht mehr allein auf Frankreich, sondern auch auf Karl Albert zu setzen begannen, jubelten; die besitzenden Klassen, von Furcht ergriffen, suchten nach Schutz, und da sie keinen von der päpstlichen Regierung erwarteten, wandten sich viele an uns. Ich erhielt damals Vorstellungen des

Adels der Provinz, die darauf hinwiesen, wie das Land nur dadurch gerettet werden könnte, daß es unter österreichische Herrschaft käme. Ich hatte Mühe, die Ansicht von der Möglichkeit einer solchen Lösung zu berichtigen.

Wir blieben lange ohne Nachricht über die Aufnahme, welche die Wortführer des Cardinals in Rom gefunden. Gerüchte kamen, daß die Vertreter der fünf Mächte, namentlich Graf Lützow, die Curie drängten, sich über die Aenderungen in der Verwaltung auszusprechen, durch welche die Ruhe der Zukunft verbürgt werden sollte. Die Verhandlungen, die wir im Zuge voraussetzen mußten, erklärten den Mangel an Nachricht, aber mit Ungeduld und Besorgniß sahen wir dem Ergebnisse dieser wichtigen Verhandlungen entgegen. Ich entwarf damals eine Arbeit über den Umfang der Neuerungen und sandte sie unserem Botschafter. Die Errichtung eines Kirchenstaates als Erbgut des Statthalters Christi war eine natürliche Idee in der Zeit, als die Kirche noch nicht gespalten war und in Europa der Glaube bestand, daß diese Kirche die Welt zu umfassen bestimmt sei. Es war damals auch natürlich, daß der geistliche Regent der Welt nirgends würdiger als in Rom, durch Jahrhunderte die Hauptstadt der Welt, seinen Sitz aufschlagen konnte. Welche Beeinträchtigung die große Idee einer allgemeinen Kirche durch die Entwicklung von Elementen auch erlitt, die außer ihrem Bereiche sich befanden oder demselben sich entzogen, doch blieb die unwandelbare Grundlage dieses Staates die Kirche und mußte es bleiben, so lange man überhaupt einen Kirchenstaat erhalten haben wollte. Mir schien daher unbezweifelbar, daß die höhere Ver-

tretung des Staates den Cardinälen und der hohen Geistlichkeit verblieben, daß aber den Weltlichen, namentlich dem Adel und der Intelligenz, eine ehrenvolle Bahn im Staatsdienste geöffnet werden müßte. Ich sprach für Getrennthaltung der Stände und für gleiche Verwaltungsnormen in allen Theilen des Staates und stellte ein Gerippe für die Verwaltungsmaschine auf, welches auf diese Grundlagen gebaut war. Ich wollte in der Consulta des Papstes neben den fünf Ministern und drei Prälaten sieben Weltliche, in der Hauptstadt jeder Provinz einen Verwaltungsrath von 36 bis 48 Gliedern, wovon ein Drittheil aus dem Adel, ein anderer Drittheil aus dem besitzenden Bürgerstande; in jeder Gemeinde einen Ausschuß von 13 Gliedern aus ihrer Mitte. Diese Vorschläge waren das Ergebniß vieler Unterredungen mit solchen, welche Gerechtigkeit und Ordnung für unerläßliche Grundlagen der Gesellschaft anerkannten und dem Aufstande sich nur deshalb angeschlossen hatten, weil sie mit Schmerz eingesehen, daß, wo die Regierung Gerechtigkeit und Ordnung zu geben glaubte, sie das Gegentheil von beiden gab. Meine Ansichten waren vom Cardinal nicht verworfen, eben so wenig vom Cavaliere Baratelli, dem Manne, der durch dreißig Jahre im Staatsdienst sich abgemüdet hatte. Ich verdankte sie großentheils dem Marchese Paolucci-Colboli, dem bedeutendsten Manne in Forli, mit dem ich in persönlichem und brieflichem Verkehr stand und den die päpstliche Curie als Prolegaten wieder an die Spitze dieser bewegten Stadt gestellt hatte.

Ende Mai traf ein der französischen Diplomatie an-

gehöriger junger Mann, der Graf Alexis de St. Priest aus Rom in Bologna ein. Er war zum Geschäftsträger in Parma ernannt und hatte für Cardinal Oppizoni nur ein Einführungsschreiben des Cardinal Staatssekretärs Bernetti, in der Form, in der derlei Schreiben ausgefertigt werden für Reisende höheren Standes, die darum ansuchen. Er stellte sich dem Cardinal vor. Seine Sprache war die eines Mannes, der berechtigt ist, über die Verhältnisse zwischen den europäischen Höfen, über die Beziehungen des Papstes zu denselben, über die Lage der Legazionen und das darin Nöthige zu sprechen. Er sprach mit dem Tone der Entscheidung, der damals jedem Franzosen wie die Erbsünde anzuhängen schien. Er versicherte, die Legazionen müßten bis 15. Juni, dem Tage der Eröffnung der Kammern in Paris, von den Oesterreichern geräumt sein, drang auf die Bildung der Guardia Urbana und auf die von Linientruppen, um uns entbehrlich zu machen und erklärte, daß, für den Fall dies nicht zeitgemäß geschehen könnte, die Conferenz der Mächte in Rom den Wiederausbruch des Aufstandes der Gefahr vorzöge, den Frieden in Europa gestört zu sehen.

Der Cardinal nahm wortlos seine Mittheilungen auf und machte ihn mit Milde auf seine Eigenschaft eines Durchreisenden aufmerksam, aber er war beunruhigt und ließ den Mann überwachen. Es ergab sich, daß dessen erstes Wort beim Anlangen im Gasthof die Frage an einen der Hausdiener gewesen war: ces maudits Autrichiens sont-ils encore ici? — Daß er aller Welt die Frage stellte: ob die Anwesenheit österreichischer Truppen noch länger nothwendig

sei? — der Zahl der politischen Gefangenen nachfrug u. s. w. — daß seine ersten Besuche den Führern der äußersten Partei galten, — daß er ihnen die Versicherung gegeben, er habe den Auftrag, Zeuge unseres Abzuges zu sein.

Dieser junge Diplomat wiederholte den Besuch beim Cardinal, fragte ihn: ob er schon die auf unsere Räumung am 15. bezüglichen Weisungen erhalten? — ließ einfließen, er habe von seiner Regierung Aufträge, welche seine Anwesenheit in Bologna bis dahin verlängerten. Er kündigte das demnächstige Erscheinen französischer Kriegsschiffe im adriatischen Meere an und auch in Civita-Vecchia, welche im Falle der Papst die Anwesenheit österreichischer Truppen in den Legazionen noch länger für nöthig fände, ihn zu richtigerer Anschauung führen könnten. Er tadelte im Tone der Unfehlbarkeit die römische Curie, den Minister-Staatssekretär u. s. w.

Ich war ohne jeden Wink aus Rom über des Grafen St. Priest angebliche Sendung und überhaupt über die Berechtigung zur Sprache, die er führte. Ich nahm ihn daher für eines der gelungensten Exemplare in damaliger Zeit nicht seltener französischer Anmaßung. So nahm ihn auch der Cardinal, aber so nahm ihn nicht die öffentliche Meinung in Bologna. Als am 2. Juni, am Tage von Corpus Domini, die Stadt wieder überfüllt mit Leuten aus der Umgebung war, nahm der Pöbel der Stadt eine anmaßende Haltung; auf dem mit Wagen bedeckten Spazierplatze der Montagnola traten Haufen zusammen und sangen zum Aufruhr ermunternde Lieder. In einer der Straßen der Stadt trat die Pöbelmenge einer halben Compagnie unseres Fußvolkes entgegen, die nach

der Montagnola in Marsch war. Der Offizier ließ halten, befahl der Truppe zu laden; diese Drohung genügte — die Menge stob aus einander*). Auch aus den nächsten Städten der Romagna ließen Nachrichten über Pöbelunfug nicht auf sich warten.

St. Priest war mich am zweiten Tage nach seiner Ankunft sehen gekommen. Da ich seine zwei Unterredungen mit dem Cardinal kannte, so ging ich ohne Umschweif dem jungen Manne zu Leibe. Er läugnete alles und gab sich mit höflicher Unbefangenheit für einen Mann, der sich streng innerhalb seiner Weisungen halte. Alle seine Aeußerungen wären geziemend, wie es den freundschaftlichen Verhältnissen zwischen Frankreich und Oesterreich zukäme. Er sehe die Gegenpartei nur, um ihr, im Auftrage seiner Regierung, den Wahn zu benehmen, als könne das Land der päpstlichen Herrschaft entzogen werden oder von Seite Frankreichs Unterstützung im Falle abermaligen Aufstandes finden, dann auch, um sie mit baldiger Abhülfe für die gerechten Klagen gegen die Verwaltung zu trösten. Ich dankte für diese Aeußerungen und bemerkte ihm, daß ich sie sogleich zur Kenntniß des Cardinals bringen würde, wogegen er nichts zu erwidern wagte. Im Gehen erwähnte er noch einer vom preußischen Gesandten der Conferenz vorgelegten Denkschrift über die in der Ver-

*) Der Verfasser selbst befahl dem Offizier halten und laden zu lassen; da die Menge schon beim ersten Gewehrgriff auseinanderstob, rief er ihr zu: „Was Ihr für Helden seid, die Gewehre sind nicht einmal geladen!“ Da erhob sich auf dem ganzen Platze schallendes Gelächter.

waltung des Kirchenstaates vorzunehmenden Aenderungen. Diese und die Guardia Urbana reichten hin, um unsern Abmarsch möglich zu machen, der in Folge Uebereinkommens zwischen Paris und Wien im Laufe des Monates stattfinden werde.

Es war mir klar, daß seinen Aeußerungen an den Cardinal und in den Clubs, wenn entkleidet von seiner Eigenliebe und seinen persönlichen Ansichten und Wünschen, ein Kern zu Grunde liegen mußte, der mir, aus Mangel erschöpfender Nachrichten aus Rom, nicht bekannt war. Das bestätigte sich auch bald durch vertrauliche Nachrichten, die der Cardinal, und durch Mittheilungen über den Gang der Verhandlungen in Rom, die ich von Seite der Botschaft erhielt.

Auf eine Vorlage, die der Cardinal-Staatssekretär an die Vertreter der fünf Mächte bezüglich einer zeitgemäßen Umgestaltung der Staatseinrichtung gemacht hatte, antworteten diese am 21. Mai mit einer Denkschrift, welche zunächst darauf bestand, daß die Umgestaltung nicht eine nur auf die im Aufstande gewesenen Länder bezügliche, sondern eine den ganzen Kirchenstaat umfassende sei. Sie verlangten weiter Anerkennung der Zulässigkeit Weltlicher zu allen Zweigen der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege. Sie wollten, daß die neuen Einrichtungen auf feste Grundlagen gelegt und durch eine garantie intérieure gegen die den Wahlreichen inwohnenden Schwankungen geschützt würden. Für die Verbesserungen in der Gerechtigkeitspflege wiesen sie auf das motu proprio des Jahres 1816, dessen volle Entwickelung ihnen genügend schien; für die unteren Zweige der Verwaltung trugen sie

auf Herstellung der Municipien an mit Erweiterung ihrer Freiheiten und derjenigen der Gemeinden in dem Sinne, daß die Glieder derselben sich an der Pflege ihrer gemeinschaftlichen Interessen betheiligten. Neben dem Statthalter in den Provinzen wollten sie einen ständigen Verwaltungsrath oder auch Ausschüsse aus den Municipalitäten, mit berathender Stimme, sowie zur Controle der Gemeindeverwaltung, der Steuervertheilung, der Wünsche und Bedürfnisse des Volkes. Endlich riethen sie zur Errichtung eines obersten Rechnungshofes in der Hauptstadt, dem die Controle aller Staatseinnahmen und Ausgaben unterstehen sollte, so wie auch die öffentliche Schuld. Um demselben den Charakter möglichster Unabhängigkeit zu geben, sollten darin neben den Vertretern der Regierung Abgeordnete aus den Provinzen, von den Provinzialräthen aus ihrer Mitte gewählt, sitzen und dieser oberste Rechnungshof allenfalls auch Theil eines Staatsrathes sein, in den der Papst Männer des Landes, durch Geburt, Besitz oder Intelligenz ausgezeichnet, beriefe.

Zur Zeit als mir diese Mittheilung kam, kam auch ein scharfer Verweis von der französischen Botschaft an Grafen St. Priest. Es wurde ihm aufgetragen, Bologna sogleich zu verlassen. Er that desgleichen als riefen ihn Geschäfte plötzlich ab — er hatte Wohnung für einen Monat genommen — und ging.

Die wohlgemeinten Rathschläge der Mächte setzten, um anwendbar zu sein, eine andere Regierung als die päpstliche, und andere Verhältnisse als die bestehenden voraus. Sie waren aus der politischen Lage, aus dem Drange des Pariser

Kabinets, uns das päpstliche Gebiet räumen zu sehen, aus dem Verständnisse in Wien für diesen Drang hervorgegangen. Die päpstliche Regierung nahm sie nicht anders. Der Cardinal-Staatssekretär beantwortete eine dringende Note des französischen Botschafters vom 4. Juni am Tage darauf mit der Annahme aller Verlangen der Denkschrift vom 21. Mai, mit der Hinweisung auf die bereits in Berathung gezogene und theilweise begonnene Trennung und Verweltlichung der Verwaltung, mit der Zusicherung, daß der Papst bereit sei, den Abmarsch der österreichischen Truppen in den ersten Tagen des Juli zu verlangen, vorausgesetzt, daß die französische Botschaft ermächtigt werde, laut zuvor zu erklären, daß Frankreich den Wiederausbruch von Unruhen mit Bedauern sehen, die Leiter und Werkzeuge derselben als Verbrecher betrachten würde und, im Falle es doch geschehe, der päpstlichen Regierung das volle Recht zuerkennte, fremde Hülfe herbeizurufen, ohne sich seinerseits zu erlauben, dagegen Einsprache zu erheben oder ihr Kommen oder Verweilen zu hindern.

Graf St. Aulaire vertrat in Paris die Begehren des heiligen Stuhles. Der König, um sich die Zustimmung zu erleichtern, überließ die Entscheidung auch dort der Conferenz der fünf Mächte. Diese, nachdem sie von der päpstlichen Note vom 5., und auch von der den Höfen bereits am 1. mitgetheilten Einrichtung von Verwaltungsbezirken in den Legazionen Kenntniß genommen, beschloß, den Papst zu ersuchen, die Grundlagen sämmtlicher Neuerungen, die er in der Verwaltung, sowie in der Gerechtigkeitspflege beabsichtige, in ein Edikt zusammen zu fassen, damit es als ein klares und festes

Ganzes erscheine. Sie kam sodann auf die allgemeine Amnestie zurück, verwarf, um gerichtlichen und persönlichen Verfolgungen vorzubeugen, jede Gütereinziehung und Pfändung, selbst unter dem Titel als Strafgeld, verlangte eine möglichst beschränkte namentliche Liste der Personen, denen die Rückkehr in das Gebiet des Kirchenstaates nicht erlaubt sein würde ohne zuvor eingeholte Ermächtigung, und straffreie Rückkehr für alle Uebrigen, nachdem sie zuvor Unterwerfung und Treue Seiner Heiligkeit zugesagt. Wären diese Vorbedingungen erfüllt und geziemend verbrieft, dann würde Frankreich die von der Curie verlangte Erklärung geben, als Bürgschaft für die Souveränität und weltliche Herrschaft des Papstes, sowie der Integrität des Staatsgebietes, und würde keine Verletzung desselben dulden. Die Conferenz sprach die Erwartung aus, daß die Räumung des päpstlichen Gebietes durch unsere Truppen bis 20. Juli erfolgt sei.

Das Edikt vom 1. Juni, womit Rom die Neuerungen in den Provinzen begonnen hatte, kam uns am 5. zu. Es löste die Verbindung zwischen den vier Legazionen Bologna, Ravenna, Forli und Ferrara auf und stellte jede unter einen eigenen mit Namen bezeichneten Prolegaten, der einem Rathe von drei Gliedern, aus dem Adel und den Rechtsgelehrten von der päpstlichen Curie ernannt, vorsaß. Auch die Prolegaten, mit Ausnahme des in Ferrara beibehaltenen, waren Weltliche aus dem Adel. Cardinal Oppizoni, seiner Stellung enthoben, sollte zeitweilig nur noch die Gerechtigkeitspflege behalten, bis nämlich durch ein neues Regolamento giudiziario das bestehende ersetzt sein würde.

Noch am 5. übergab der Cardinal die Geschäfte der Legazion von Bologna dem zum Prolegaten ernannten Conte Davia, einem zurückgezogenen, mir wenig bekannten Manne, der aber sogleich erklärte, die Last nicht auf sich nehmen zu können und, bis zur Entscheidung aus Rom, dieselbe dem ältesten der drei Räthe, Conte Camillo Grassi, übertrug, einem verständigen, ruhigen und geachteten Manne.

In den Städten der Romagna wurde das Edikt vom 1., als eine halbe Maßregel, für unzureichend erklärt und vielseitig angefochten; es gewann der päpstlichen Regierung kaum eine Stimme. Unruhen, die dessen Bekanntmachung in Rimini hervorgerufen hatte, wo man die päpstliche Polizei aus der Stadt trieb, legten sich beim Erscheinen einer unserer kleinen Streifabtheilungen. Umtriebe in Forli, wo ein gewisser Lei, schon vom Februar her als Sekretär der aufständischen Parteiregierung in Modena bekannt, das Worte führte, beschränkten sich auf vergebliche Beschickung seiner Parteigenossen in den Nachbarstädten. Ungezogenheiten in Bologna gegen vereinzelte Soldaten hörten auf, sowie eine unserer Wachen sich zeigte. Dennoch war der Glaube an unmittelbar bevorstehenden Ausbruch fast allgemein. Auch in Rom dachte man kaum anders. Schrieb doch der Cardinal-Staatssekretär am Tage nach Absendung des Ediktes, am 2., an Cavaliere Baratelli: es bleibe der Curie nichts mehr übrig, als die Legazionen aufzugeben, einen Cordon zu ziehen, um sie abzusondern vom übrigen Staatsgebiete, und darin geschehen zu lassen, was da wolle, zufrieden damit, wenn nur irgend eine Ordnung, gleichgiltig welche, sich bilde, — keine Truppe dahin zu senden,

um sie nicht zu verpesten, — keine Reform zu versuchen, weil doch jede ohne Anwesenheit der österreichischen Truppen unausführbar.

Der europäische Friede war allerdings zunächst erhalten, aber die Gewähr für die Dauer desselben nicht gewonnen. Aus meinem Standpunkte theilte ich die Besorgniß nahe bevorstehenden Wiederausbruches des Aufruhrs nicht. Die Bürgschaft der Mächte, gebrechlich wie alle Worte, konnte dennoch nicht ohne allen Eindruck bleiben. Die Thatsache unseres Einschreitens im März und Verweilens bis jetzt, hatte namentlich die angesehenen Familien, die am Aufstande betheiligt gewesen waren, besonnen gemacht. Es war überhaupt der Aufstand nicht nöthig, die Ablösung der Legazionen und Marken nur mehr eine Frage der Zeit. Der Haß gegen die Priesterherrschaft war allen Parteien gemein, aber keine Einigung unter denselben gefunden darüber, was an ihre Stelle zu setzen. Ueberdies standen die Julitage vor der Thüre, die Unzufriedenen und Verschworenen in Italien warteten sicherlich ab, was in Paris sich begeben werde. Die Räumung war mir unserer Truppen willen erwünscht. So lange sie auf päpstlichem Boden blieben, waren sie Mitleidende der uns aufgenöthigten Rücksicht für Frankreich, der Schwäche der Maßnahmen, der Mißgriffe der Personen. Es gab Anhänger des Papstes, aber eine päpstliche Partei gab es nicht. Die römische Curie, wie alle schwache Regierungen, war des Tadels gewiß für Alles, was sie that und was sie nicht that. Das Fallenlassen der Reform erschien mir als gewiß. Da das Uebel so tief saß, so war unser Verweilen überflüssig. Ein

Hemmniß unseres Abmarsches hätte in den wenig geschickten Drohungen der Franzosen mit Kriegsschiffen im adriatischen Meere und in Civitavecchia liegen können. Aber die Weisung des Oberbefehlshabers unserer Truppen in Italien, Baron Frimont, mit dem Abmarsche einzuhalten, selbst wenn er den Befehl dazu in Händen, im Falle, daß eine französische Landung stattfände — eine Weisung, die allsogleich verlautbart wurde — sicherte uns gegen den Eintritt dieses Falles.

Der Prolegat Conte Grassi ging am 7. Juli an die Bildung der Guardia Urbana. Ich verhandelte mit ihm und dem Cardinal über die Zusammensetzung derselben, was nicht ohne Schwierigkeit war, da schon die Bezeichnung, als von Rom kommend, mißfiel, die Bürger sich nicht daran betheiligen wollten und von bezahlten Bettlern kein Schutz zu erwarten war. Der Prolegat nahm auf sich, die Bezeichnung in Guardia Civica umzuwandeln, was günstige Wirkung machte. Aber das Entscheidende war, daß er sich in der Absicht, die Partei durch die Partei zu fesseln, den Gegnern in die Hände warf. Alle Vorstände dieser Guardia Civica gehörten zur Partei, die am Aufstande Theil genommen hatte, heute aber für gemäßiget galt. Daß ihr Dienst der päpstlichen Regierung zu gute kam, konnte nur durch Verläugnung erzielt werden, denn keine Verpflichtung gegenüber dem Landesherrn wurde dieser Truppe auferlegt. Sie war nur zur Sicherheit der Stadt bestellt. Sie trug erst keine, dann die städtische Kokarde.

Als am 12. Juli der Prolegat den nahen Abzug der Oesterreicher ankündigte, war diese Guardia bereits auf

8000 Mann Fußvolk und eine Schwadron Reiter gebracht. Außerhalb der Stadt war eine Guardia Forense eingerichtet. Der Prolegat fürchtete Zuzüge von außen. Als eine päpstliche Truppenabtheilung unter dem Grafen Bentivogli, von Rimini abgewiesen, sich nach Bologna wenden wollte, sandte er ihr Eilboten mit der Bitte entgegen, einzuhalten im Marsche, weil, wenn sie käme, er die Stadt nicht halten könne. Die Besorgniß des Kommens dieser Truppe und des Herabsteigens bewaffneter Haufen vom Gebirge hielt ihn einen ganzen Tag, den ich mit ihm zubrachte, in Unruhe. Seine Besorgniß war übrigens eine gerechte. Auch ich wandte mich nach Rom, um zu hindern, daß man Truppen nach Bologna sende. Es lagen deren nur etwa 1200 Mann in den Marken. In den Legazionen waren die Bestrebungen, durch Werbung eine Truppe zusammen zu bringen, mißglückt und wir wünschten uns Glück dazu.

Kaum war unser naher Abmarsch bekannt, so ergriffen Familien, mit denen wir in Berührung gewesen waren, die Flucht. Die Gegner hoben das Haupt, aber ihre Partei war bedeutend weniger zahlreich. Trotz den dreifarbigen Fahnen und den Aufrufen an „Italiens Söhne" zeigte sich keine lebhafte Theilnahme. Die Reichen und die alten Häuptlinge fehlten. Der Glaube an die Nichteinmischung war bei den Einen gebrochen; bei den Anderen stand die Erwartung baldigen Ausbruches des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich fest. Die Aeußersten betrachteten den Sturz Louis Philippe's und die Republik in Frankreich als unzweifelhaft und nahe. Diese warteten also.

Ein päpstliches Edikt vom 5. Juli sollte die Verwaltung im ganzen Kirchenstaate neu gestalten. Der Staat wurde, mit Ausnahme der Comarca di Roma, in Delegazionen getheilt und diese wieder in Regierungsbezirke, deren sämmtliche höhere Beamte vom Papste ernannt waren. In den Gemeinden waren Räthe bestellt von 16 bis 48 Gliedern (nach Maßgabe der Bevölkerung), zunächst durch den Delegaten ernennbar, dann durch Stimmenmehrheit im Rathe, und zu zwei Drittheilen aus Besitzern von Grund und Boden zu wählen. Ein Consilium provinciale aus Abgeordneten, je einer auf zwanzigtausend Einwohner, aus einer von den Gemeinderäthen vorgeschlagenen Dreizahl, von der Curie zu ernennen, sollte sich jährlich im Hauptort der Delegazion versammeln, um die Geldgebahrung zu regeln. Auch dieses Edikt wurde in Forli und in anderen Städten mit Hohn aufgenommen. In Bologna durfte es gar nicht verlautbart werden, die öffentliche Stimme redete es todt.

Am 14. Juli rückte Oberst Baron d'Aspre mit der ersten Abtheilung unserer Truppen (3 Bataillone, 1 Schwadron) nach Modena ab. Am 15. folgte der Rest unter General Hrabowsky; ich begleitete ihn und kehrte dann nach Bologna zurück, um noch ein paar Tage zu bleiben. Die männliche Haltung und der Geist der Ordnung in unserer Truppe hatten solchen Eindruck auf die Bevölkerung gemacht, daß sie im letzten Augenblicke jeden Haß von sich warf, die Mannschaft mit den freundlichsten Aeußerungen begleitete, ihr Wein brachte und zutrank. Meine Freunde in Wien fürchteten für mich, da sie hörten, daß ich allein in der Stadt zurück ge-

blieben war. Aber es bedurfte keines Muthes dazu. Ich wußte, daß gerade unsere Gegner für die Aufrechthaltung der Ordnung sorgen würden, wäre es auch nur, um unser längeres Bleiben als unnöthig darzuthun. Auch war ich persönlich in vielen Kreisen freundlich aufgenommen gewesen. Die geselligen Berührungen litten wenig durch die Gegensätze der politischen Lagen.

Ich will Bologna nicht verlassen, ohne ein Wort über die höheren Schichten der Gesellschaft dort zu sagen. Der politische Standpunkt ist nicht der einzige, und sicher nicht der unbefangenste, um Menschen zu beurtheilen. Die Stadt, reich an Geschichte und an Werken der Kunst, bot in ihren höheren Kreisen einen seltsamen Anblick. So viele Heiterkeit und Unbefangenheit im geselligen Verkehr, so weit verbreitete Bildung und Kenntnisse, ohne jeden Zusatz von Dünkel und Starrheit, habe ich in keiner italienischen Stadt wiedergefunden. Es herrschten dort nicht anerzogene Formen, auch nicht das Trachten nach solchen von außen, z. B. den französischen, sondern alles war urwüchsiges italienisches Denken, Fühlen und Sein. Das schloß den Schwindel nicht aus, nicht das Ueberstürzen, das sich Fortreißenlassen, aber immer blieb eine Grundlage von Wohlwollen und ein leicht zu gewinnendes Verständniß für widerstrebende Ansichten und Meinungen. Wir Oesterreicher, als wir kamen, waren als Feinde betrachtet, aber das hinderte nicht den freundlichsten Verkehr. Unter den Männern fand ich viele wissenschaftlich gebildete,

unterrichtete, voll Schwung für die Kunst und nachhaltigen Fleißes fähig. Die Frauen, in den höheren Ständen meist schön, von geistiger Beweglichkeit und maßvoller Eleganz, entbehrten auch im Volke selten der Anmuth und einer gefälligen Sicherheit im Umgang. Die Seele der ganzen politischen Bewegung in Bologna waren die Frauen gewesen, ihre Sammelpunkte die Häuser der geistreichen und glänzenden Gentildonna Martinetti, der Contessa Mosti und der Principessa Ercolani, Tochter Lucien Bonaparte's, allabendlich offen für die ganze gebildete Gesellschaft. Eine Dame war es, die junge und schöne Marchesa Sampieri, Nichte des spanischen Cardinals Gregorio, die im Februar, bei Aufführung der Stummen von Portici, mit der dreifarbigen Fahne in der Hand auf die Bühne gesprungen war und das Volk aufgerufen hatte, die Fesseln der Priesterherrschaft abzuschütteln. In den Kreisen der gräflichen Familien der Guidotti und Gozzadini, der Palaviccini und Zambeccari, der Zappi und Malvezzi-Bonfioli, der Zumali und Calvi, der Marchesa Marsigli, gebornen de' Bianchi, der Bolognini-Amorini und der Marchesa Marescalchi und ihrer schönen Tochter, schöpfte die Jugend den Muth und die Zuversicht des Gelingens. Es gelang mir bald in allen diesen Kreisen ein freundlich empfangener Gast zu sein, ohne nöthig zu haben, meine Denkweise zu verläugnen oder durch dieselbe unangenehm zu werden. Ueberall griff nach und nach die Erkenntniß durch, daß, war auch der Wunsch ein berechtigter, die Ausführung ein entschiedener Mißgriff gewesen sei.

Anhang.

1.

Auszug aus einem Schreiben des Grafen Appony, österreichischen Botschafters in Paris, vom 6. April 1831, an Grafen Lützow, von diesem an Prokesch mitgetheilt.

Je tiens de très bonne source l'anecdote curieuse suivante: Le fils de Poërio, révolutionnaire décidé, au grand mécontentement de son père, et qui avait accompagné le général Pepe à Marseille où ils ont vainement cherché à s'embarquer pour l'Italie, est depuis quelque temps de retour à Paris. — Il s'est rendu l'autre jour chez Mr. Casimir Périer pour se plaindre amèrement au nom de tous les réfugiés italiens de la manière peu loyale dont la France avait abandonnè la cause de la liberté italienne après toutes les promesses positives d'appui et de secours qui leur avaient été faites. »Et qui vous a fait ces promesses?« lui dit Mr. le président du conseil. »Probablement Mr. le général Lafayette et consorts! — C'est un

gouvernement occulte que nous ne reconnaissons pas, et dont les engagements contractés ne sauraient nous lier d'aucune manière.«

»Pas du tout,« répondit Poërio, »les promesses et les assurances dont je vous parle, viennent de la part du général Sebastiani; elles nous ont été réitérées plus d'une fois.«

»Vous vous trompez, c'est impossible; tout ce que je puis vous dire, c'est que nous ne ferons pas la guerre pour vous.«

»Mr. de Sebastiani et, avant lui, le comte de Molé avaient néanmoins positivement déclaré qu'ils pouvaient nous garantir que les Autrichiens ne mettraient les pieds dans aucune des provinces italiennes où des gouvernements révolutionnaires viendraient à s'établir.«

Mr. Casimir Périer, après avoir repoussé de nouveau ces assertions, congédia Poërio.

Celui-ci justement indigné de la conduite du général Sebastiani, se propose de publier une brochure pour en dévoiler la duplicité et la perfidie. — Il veut y rendre un compte fidèle de ses conversations avec ce ministre, qui ne laissera aucun doute sur l'encouragement moral qu'il avait donné aux révolutionnaires italiens et même, à ce que Poërio assure, sur les engagements qu'il avait pris au nom du gouvernement de leur prêter des secours effectifs.

2.

Schreiben des Fürsten Metternich an Grafen Lützow, vom 2. Mai 1831, von diesem Prokesch mitgetheilt.

Mr. le Major Prokesch m'a soumis la lettre qu'il a adressée à Votre Excellence de Bologne le 8. c. Son contenu joint aux autres notions qui me parviennent des Légations, me prouve de plus en plus le défaut d'énergie des autorités pontificales dans ces provinces. Cependant, là où il s'agit, à la suite d'une perturbation de l'ordre social, de consolider de nouveau le pouvoir du Souverain et de rétablir la tranquillité dans les esprits, rien ne saurait suppléer à l'action du gouvernement, et la présence prolongée des troupes n'avancera pas l'oeuvre par laquelle le but doit être atteint, tant qu'on ne gouverne pas. C'est à mettre fin à cet état de choses que Votre Excellence aura à employer tous Ses soins, tous Ses conseils auprès du St. Père et de ses ministres. Je vois avec satisfaction, qu'on s'occupe à Rome de porter un remède au mal; mais je ne saurais assez Vous recommander de faire hâter autant que possible les résolutions qu'on médite et qu'on a sans doute aussi toute raison de bien mûrir. Je charge Mr. de Prokesch de Vous rendre régulièrement compte de tout ce qui

parvient à sa connaissance, soit relativement à la disposition des esprits, soit par rapport aux actes du gouvernement dans les Légations. Ces rapports Vous serviront de point d'appui pour les représentations que Vous jugerez à propos d'adresser au gouvernement de Sa Sainteté. Je Vous engage, Mr. le Comte, à communiquer également le contenu de ces rapports aux représentants des Puissances qui prennent part à la conférence, moins pour réclamer leur appui pour Vos démarches auprès du ministère pontifical, que pour constater l'entière franchise que nous mettons dans nos relations avec eux.

Je prie en même temps Votre Excellence de donner à Mr. de Prokesch les directions qu'Elle jugera pouvoir être utiles pour détruire les fausses notions répandues dans les provinces sur les mesures du gouvernement ou sur les relations politiques entre les Puissances.

Recevez etc.

Metternich.

3.

Graf Saurau, österreichischer Botschafter in Florenz, an Prokesch.

Florenz 6. Mai 1831.

Beide Schreiben, mit welchen Sie mich beehrten, habe ich erhalten; es liegt mir ob, vorzüglich jenes vom 30. April zu beantworten, welches den nämlichen Ausdruck der kummervollen Empfindung enthält, welche die Brust jedes Menschenfreundes und jedes Oesterreichers preßt; es ist gewiß fern von uns beiden, den römischen Stuhl zu Concessionen zu bereden, welche die Vorläufer einer Volksregierung werden könnten. Aber jeder mit den Zuständen der päpstlichen Staaten nur einigermaßen vertraute Mann muß wünschen, daß die Gerechtigkeitspflege unabhängig und gesichert, die Gesetze und die Verwaltung geregelt, in Rom unter den Augen des Souveräns concentrirt und den Händen der Priester entrissen werden, welche nie zur Verantwortung gezogen und auf ihre Impunität stolz, sich über alle Gesetze erhaben dünken; vorzüglich müssen die Cardinäle und Prälaten gezwungen werden, sich den Administrationsmaßregeln zu unterwerfen, statt, wie bisher, zum Deckmantel aller Uebertretungen und sogar von Verbrechen zu dienen; endlich müssen die Legaten und ihre Organe aufhören, nach Eigendünkel und willkürlich zu handeln, wodurch sie beinahe auf einer tieferen Stufe stehen als die türkische Regierung.

Aber so groß auch meine Verehrung für die Tugenden des gegenwärtigen Papstes und für die Wünsche seines edlen Herzens ist, so habe ich doch keine Hoffnung, daß in der Verwaltung der Provinzen wesentliche Verbesserungen zu Stande kommen, wenn ich bedenke, daß das heilige Collegium, das nicht lauter heilige und untadelhafte Mitglieder zählt, daß der eitle Schwarm selbstsüchtiger und nur vom Raub und Betrug lebender Monsignoris von der Fortdauer der Gesetzlosigkeit bedeutenden Vortheil zieht und von dem Papste aus guten Gründen mit schonender Nachgiebigkeit behandelt wird; deswegen kann in mir die Hoffnung einer besseren Zukunft nicht aufkeimen. Cardinal Oppizoni dient zum warnenden Exempel, wie der römische Hof wohlmeinende Dienste belohnt.

Ancona ist das Furcht erregende Phantom für die Franzosen; sie scheinen im Ernste zu glauben: Oesterreich wolle sich in dieser Festung anklammern und von dort aus die Halbinsel beherrschen. Sie werden daher auf die Räumung von Ancona und nach und nach auch der übrigen Punkte dringen, denn ihr Zweck geht dahin, Oesterreich von jedem Einflusse auf Italien zu verdrängen. Der übrige Theil von Italien wird durch den Anblick der kaiserlichen Truppen noch im Zaume gehalten, aber der brennbare Stoff und die Lust an der Regierung Theil zu nehmen, ist bei den zahllosen Müssiggängern der Halbinsel nicht erloschen.

— — — — — — — —

Saurau.

4.

Prokesch an Grafen Lützow.

Bologna 8. Mai 1831.

Die neuesten Manövres der revolutionären Propaganda — denn dafür sehe ich sie an — gehen dahin, Mißtrauen zwischen uns und die päpstliche Regierung zu säen und den Lärmern in Paris Stoff zu bereiten, die Absichten unseres Kabinets zu verlästern und dadurch die Verlegenheit des eigenen zu vermehren.

Die früher nur als Wunsch ausgesprochene Meinung, daß Oesterreich die Legazionen in Besitz nehmen werde, hat seit sechs Tagen plötzlich den Charakter einer bestimmten Versicherung angenommen und wurde, besonders in den Landstädten zwischen hier und Ancona, als eine ausgemachte Wahrheit verkündigt. Man ging so weit, den Tag, wo die österreichische Herrschaft in Bologna ausgerufen werden sollte, anzugeben, den 7. oder 8., das ist gestern oder heute; die geheime Verfertigung von Wappen zu behaupten und den Cardinal Oppizoni davon zu benachrichtigen; österreichische Kokarden machen zu lassen und einige wagten sogar dieselben aufzustecken.

Dieses Getriebe fiel mit anderen zusammen, nämlich den Ausbruch einer Verschwörung zu unseren Gunsten für dieselben Tage anzukündigen, in welchen ob eines Festes der

Madonna di San Lucca Tausende von Landleuten nach Bologna zu strömen pflegen.

Wir sind am 8. und die Erbärmlichkeit dieser Umtriebe liegt zu Tage. Ich würde Euer Excellenz nicht einmal davon in Kenntniß zu setzen für nothwendig achten, wenn ich nicht eine leise Besorgniß hätte, daß das Mode-Mißtrauen der Franzosen, von welchem nicht einmal die Botschaft ganz frei zu sein wagt, darin Nahrung fände. Die Anstifter der Sache glauben wahrscheinlich den Franzosen in die Hände zu arbeiten mit diesen Lügen und können wohl die Absicht haben, die ganze Romagna als im Aufstande für Oesterreich und uns als die unsichtbaren Veranlasser dieses Zustandes darzustellen.

Ich wünschte sehr, daß die Fäden dieser Geschichte zu Tage gebracht würden und habe den Cardinal nachdrücklich darum gebeten. Uebrigens ging die Prozession ruhig von statten — — — — — —

Ein Kleriker, welcher die Frechheit hatte, zu Forli statt der Hostie eine dreifarbige Kokarde in den Kelch zu legen, ist entdeckt und eingezogen worden.

Die Augen blicken hoffnungsvoll nach Rom, da nur von dort die Heilung der alten Schäden und Uebel kommen kann.

Genehmigen ꝛc.

Prokesch.

5.

Graf Lützow an Prokesch.

Rom 8. Mai 1831.

Mit dem aufrichtigsten Danke erkenne ich Euer Hochwohlgeboren verehrliche Mittheilungen vom 27. April und 2. Mai, welche für mich von dem unendlichsten Werthe sind; sie zeugen ebensosehr von Ihrem richtigen Blicke und Beobachtungsgeiste als von jener Thätigkeit, die alle jene an Euer Hochwohlgeboren erkannten, die mit Ihnen in Geschäftsberührung zu stehen das Vergnügen hatten.

Allerdings ist viel in diesem Lande zu thun, um die Wunden vernarben zu machen, die ihm seit Jahren geschlagen worden, und die Regierung nach einer geringen Erschütterung nicht blos zum Wanken, sondern beinahe zum Umsturze gebracht haben. Wir wissen, in welchem Zustande die französische Revolution den römischen Staat traf; nach der Restauration that Consalvi nicht all dasjenige, was ihm vom Kongresse zu Wien gerathen worden. Leo XII. zerstörte das Gute, was geschehen, und Pius VIII. saß, mit einem hochbetagten Minister zur Seite, dem es weder an Verstand noch an Geist gebrach, durch 20 Monate mit dem Tode kapitulirend, auf dem Throne. Nichts geschah während dieser Epoche und ein für unsere Zeiten zu lange dauernder Kampf um die Tiara lieh den Verschwörern die Mittel, ihre Plane zur Reife zu bringen. Gregor XVI. ist ganz bestimmt von den besten, ja liebevollsten

Ansichten (im verständigen Sinne des Wortes genommen) beseelt; doch ihm fehlt es noch an Männern, an erprobten, verständigen Rathgebern und Gehülfen, die auf Vorurtheile und auf die Mißbräuche des bisherigen fehlerhaften Ganges zu verzichten fähig sind, seine wohlgemeinten Pläne und Absichten redlich vollstrecken und unterstützen. Euer Hochwohlgeboren können überzeugt sein, daß ich von Ihren Mittheilungen jederzeit den bestmöglichen Gebrauch machen werde; nur zu sehr war uns bisher Alles verborgen geblieben, was in den Provinzen vorging.

Herr Generalmajor Freiherr v. Hrabowsky dürfte Ihnen wohl dasjenige mittheilen, was ich heute wegen Aussendung der mobilen Kolonnen an ihn erlassen; dies ist vor der Hand Alles, was ich zu verfügen berechtigt bin.

Euer Hochwohlgeboren würden mich sehr verbinden, wenn Sie den Herrn Cardinal-Legaten auf eine bei Anlaß des Festes di S. Pellegrino in Forli erlassene Notification des Delegaten aufmerksam machen wollten, in welcher folgende Stelle vorkömmt: „Che gli inoffidienti saranno consegnati alla truppa Austriaca per essere militarmente giudicati, massime se venisse in qualche maniera opposta resistenza o fatto insulto alla truppa medesima.“ — Die Befehle des Herrn Generalmajors v. Hrabowsky sind so weise, so menschenfreundlich, so dem Geiste unserer Regierung angemessen, daß wir hoffen dürfen, daß die Mehrzahl das Benehmen unserer Truppen achten und sie nicht zum Widerstande reizen werden. Im Uebrigen sind die von uns aufgestellten Grundsätze so bestimmt ausgesprochen, und jeder Einmischung

in den Gang der Regierung, und zumal in die Befugnisse der Gerichtsbehörden so ganz fremd, daß es mir nicht begreiflich ist, wie der Delegat so sprechen konnte; nicht die österreichischen Militärbehörden sind es, welche dergleichen Aufrührer und Ruhestörer zu richten haben, und werden unsere Krieger beleidigt, so sind es auch die Landesbehörden, welche den Schuldigen zu züchtigen und zu strafen haben.

Uebrigens ist so viel wie möglich zu vermeiden, daß die k. k. Truppen zu einer Bestimmung, zu jener des Polizeidienstes, die unter ihrer Würde ist, verwendet werden. Die Tagesbefehle des Herrn Kommandirenden, die Weisungen, welche Herr Generalmajor Frhr. v. Hrabowsky erhalten, bezeichnen genau den unseren Waffen angewiesenen Wirkungskreis; Euer Hochwohlgeboren werden die Gründe sehr wohl fühlen, die mich zu diesen Bemerkungen veranlassen; jeder Klage, jeder Rüge muß vorgebeugt werden, ja wir müssen uns selbst auf jene bereit halten, die aus der Luft gegriffen sein könnten.

Euer Hochwohlgeboren würden mich verbinden, wenn Sie den Herrn Generalmajor Frhrn. v. Hrabowsky von dem wesentlichsten Inhalte dieses Schreibens in Kenntniß setzen wollten.

Empfangen zc.

Lützow.

6.

Graf Saurau an Prokesch.

Florenz 2. Juni 1831.

So was ist mir bei meiner fünfzigjährigen Dienstleistung nicht vorgekommen. Wir beide haben weder von Wien noch von Rom auch nur den leisesten Wink von dem, was vorgeht; ein unerfahrener Gelbschnabel*), ohne ostensiblen Auftrag, und ohne alle Berechtigung, wagt es (ungestraft) in Bologna als Autorität aufzutreten, und sich mit Behörden in Verhandlungen einzulassen, droht und faselt, und deräsonnirt; das Aergste bei der Sache ist, daß er die unruhigen Köpfe aufmuntert, und die Zeit und Gelegenheit gewiß benützt, um eine Verbindung mit den Revolutionären und eine künftige Revolution zu organisiren. Es thut mir leid, daß meine Schilderung von diesem Jokey politique und meine Besorgnisse über den Zweck seiner Reise sich so vollständig bewährt haben. Das Benehmen des Grafen Lützow vermag ich nicht mir zu erklären, und an ihn zu schreiben kann ich mich nicht entschließen. Ohne Zweifel berichten Sie Alles an Fürsten von Metternich und an Frimont**); ich bitte Sie, ja auf keinen Umstand zu vergessen, denn diese

*) Graf St. Priest.

**) Der Kommandirende der österreichischen Truppen.

Herren müssen von Allem auf das genaueste unterrichtet werden, um ihre Kombinationen machen zu können. Lassen Sie mich nun wieder keinen Posttag ohne Nachrichten, und empfangen Sie die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung

Saurau.

7.

Graf Lützow an Prokesch.

Rom 4. Juni 1831.

Unmöglich kann ich Euer Hochwohlgeboren bestimmter meinen Dank für Ihre höchst interessanten Mittheilungen vom 27. Mai ausdrücken als dadurch, daß ich dem Herrn Fürsten Staatskanzler heute für die Verfügung danke, die mir das Vergnügen verschafft, mit Ihnen in Geschäfts- und offizieller Verbindung zu stehen. Ihre Bemerkungen über die verschiedenen Zweige der Verwaltung im Kirchenstaate sind wahr, sie sind treffend, man darf sagen schlagend. Sie tragen das Gepräge eines rechtlichen Beobachters, dessen Gemüth sich noch nicht vertraut gemacht hat mit dem, was gegen Recht und Heiligkeit spricht; wer lange im südlichen Italien — in Rom und Neapel — gewesen, staunt weniger über so manches, was hier zu den alltäglichsten Erfahrungen gehört.

Wie ich über Grafen St. Priest denke, sagt das nebenfolgende Schreiben, von welchem Euer Hochwohlgeboren, wenn dieser Herr nicht Sprache und Haltung ändern sollte, jenen vertraulichen Gebrauch machen wollen, den Sie für zweckmäßig erachten.

Unsere Truppen werden abziehen, jedoch erst, wenn es der heilige Vater wünscht — und nicht früher. Herr Generalmajor Baron v. Hrabowsky kann Ihnen darüber das Mehrere sagen.

Empfangen ꝛc.

Lützow.

8.

Graf Lützow an Prokesch.

Rome 4 juin 1831.

Des lettres de Bologne nous annoncent l'arrivée dans cette ville d'un voyageur français dont la présence et les commissions qu'on lui suppose semblent occuper la multitude au point, que les uns s'en agitent et les autres, les factieux, les malveillants, en conçoivent de rechef de coupables espérances. Ce voyageur, Mr. le Comte de St. Priest, m'est personnellement connu, et j'ai entretenu avec lui pendant son séjour à Rome des relations sociales dont je n'avais qu'à me louer. L'esprit juste et éclairé, que je lui ai toujours trouvé, me permet de me livrer à la certitude qu'il sera bien éloigné à se croire le point de ralliement autour duquel voudraient se ranger ceux, qui ne cessent à poursuivre un système d'erreur.

On prête à Mr. de St. Priest une mission pour Bologne? Pour qui et de la part de qui? Il vient d'être nommé chargé-d'affaires de France à la cour de Parme. Voilà sa mission et elle ne saurait avoir une autre destination; des agents diplomatiques ne s'adressent point aux gouvernements de province et le ministère de Sa Sainteté ignore entièrement le motif politique qui puisse appeler ce diplomate à Bologne;

la conférence des ministres au nom de laquelle on veut faire parler M. de St. Priest ne se serait jamais cru autorisée à le charger d'une commission quelconque et assurément pas d'une de la nature désignée; elle sait ce qu'elle doit au Souverain Pontife et elle ne s'en écartera jamais. Il est des personnes qui ont osé supposer que la prétendue mission de Mr. de St. Priest aurait pour but de hâter le départ des troupes impériales et de surveiller leur retraite. Cette supposition est aussi gratuite qu'elle est offensante pour le Souverain de cet état. La décision de l'époque de la retraite des troupes impériales est du ressort du St. Père conjointement avec les représentants des cinq cours. Nous appelons ce moment de tout nos voeux, nous aimons à entretenir l'espoir que Sa Sainteté pourra par ses seuls moyens maintenir le bon ordre dans les Légations, et répandre sur ses sujets tout le bien qu'il médite pour eux et que sa bienveillance toute paternelle ne se lassera jamais de leur prodiguer.

Mr. le Comte de St. Priest ne tardera pas de démentir le premier des bruits que l'on pourrait qualifier avec sévérité et dont les auteurs peuvent être considérés sans ménagement comme les véritables ennemis de l'ordre et de la tranquillité.

Agréez Monsieur — — — —

Lutzow.

9.

Prokesch an Herrn von Gentz.

Bologna 22. Juni 1831.

Wenn ich Besorgnisse über die Folgen des bisherigen Ganges der römischen Angelegenheiten äußere, so geschieht das immer in der stillschweigenden Voraussetzung, daß ja mein Standpunkt von denen, an die meine Berichte gestellt sind, in Anschlag gebracht wird, und daß meine natürliche Aufgabe darin bestehe, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der Dinge im Großen (den ich ja doch nur unvollkommen kennen kann) treu das Bild im Bereich meines Horizontes zu zeichnen. Klugheit und Bequemlichkeit würden mir anrathen, nur dasjenige zu sagen, was höheren Ortes gerne gehört wird; aber ich habe einen unwiderstehlichen Respekt vor der Wahrheit oder (was dasselbe sagen will) für dasjenige, was mir als Wahrheit erscheint, und, seit ich Streben und Hoffnung auf das, was man Carrière nennt, Gott sei Dank, aufgegeben habe, sind die Stimmen der Versuchung in mir, diesen steinigen Pfad zu verlassen und dafür die bequemere Straße einzuschlagen, überdies ohnmächtiger geworden.

Ich sehe aber vielleicht durch schwarzgefärbte Brillen. Darauf antworte ich mit einigen Worten des Correspondant vom 17. Mai, den ich hier zurücksende, und die recht für mich geschrieben sind. „Pour peu que l'on soit doué de

quelque facilité d'impression, il est difficile, par le temps actuel, d'échapper à certaines inconséquences; elles sont surtout naturelles au voyageur, et l'Italie, théatre de tant de contrastes, vous y expose bien d'avantage. . . . . C'est aussi un genre de sincérité de constamment obéir à ses impressions du moment et il est plus rare qu'on ne pourrait le croire. Il y a si peu de gens aujourd'hui qui disent ce qu'ils sentent et ce qu'ils pensent." Es gibt noch einen anderen Grund, nämlich meine aufrichtige Liebe für das Wohl der Völker, über die ich zu schreiben berufen bin. Diese Liebe bleibt werkthätig, obgleich ich von ihrer Vergeblichkeit durchdrungen bin. Ich hasse die Revolutionen so tief, daß nichts meiner Natur mehr widerstrebt, als mich zu ihrem Mitschuldigen zu machen. Ich brauche also alle Waffen, die ich finden kann, gegen dieselbe und die Schwäche derselben hält mich davon nicht ab. Jeder Vortheil, wie unbedeutend er sei, den sie erringt, schmerzt mich.

Aus diesem Grunde quält mich das Nachgeben gegen Frankreich, das, wie auch immer seine Regierung denken mag, durch seine ganze Wesenheit den Triumph des Prinzips der Revolution verwirklicht, und dessen Einfluß auf Italien dem der verpesteten Luft gleicht. Es quält mich die Note Bernetti's an St. Aulaire vom 5. d., obwohl mir nicht entgeht, daß Graf Lützow sie billiget, und sie, vielleicht, das geringste Uebel ist; durch diese Note bekennt sich der Papst zu einer gewissen Abhängigkeit von Frankreich, räumt dieser Macht eine Controle seiner vorzunehmenden Verbesserungen

ein, berechtigt die Unzufriedenen, dieselben zu fordern, und verpflichtet die Revolutionärs, über diesen durch sie errungenen Vortheil zu wachen.

Ich habe weiter die Ueberzeugung, daß bei dem Stande der Dinge, wie er nun einmal gestellt ist, die Verwirklichung dieser Versprechungen dem Papste unmöglich werden wird. Ich sehe also eine trübe Zukunft, verletzte Grundlagen des Thrones und der Gesellschaft, verletzte Würde der Souveränität und, für die Opfer, die der Papst, wir und dies Land gebracht haben, keine angemessene Entschädigung. Ich sehe aber auch keine Dauer, sondern nur ein Flickwerk, das nächstens wieder reißen muß. Aus diesen Gründen springt meine Wehmuth, die Sie mir, um der Quelle willen, gewiß verzeihen. Dies zur Entschuldigung meiner früheren Berichte und auch meines heutigen, der geschrieben ist, bevor ich Ihre Zeilen empfing.

Ich habe wirklich eine kurze Zeit (und dies gehört zu den Widersprüchen) die Hoffnung genährt, der Papst könne, eben durch den Schutz der fünf Mächte, der mir damals eine Entwaffnung der einen schien, seinen Thron wieder auf feste Grundlage setzen und die Gesellschaft zweckmäßig umbilden. Ich gab mich gerne dieser Hoffnung hin, deren Erfüllung mir so edle und wichtige Interessen sicher zu stellen schien, und es kränkte mich tief, dieselbe an einer Caprice der Eitelkeit Frankreichs scheitern zu sehen. Für eine solche mußte ich die angebliche Beunruhigung betrachten, die Frankreich ob ein paar tausend Mann, die diesseits des Po stehen, geltend machte. Je seichter die Gründe für die Forderung der Räu-

mung, desto gefährlicher schien mir die Wirkung dieser Forderung auf die öffentliche Meinung in Europa.

Die Aeußerungen Bernetti's beweisen Ihnen, ob ich zu viel fürchte und ob ich weniger schwarz sehen darf. Sein Schreiben vom 18. d. lese ich eben jetzt erst. Wenn er sagt: es bleibe nun nichts mehr übrig, als die Legazionen geradezu aufzugeben, einen Kordon zu ziehen und sie abzusondern von den anderen Provinzen, sich darauf zu beschränken, in diesen zu regieren, in jenen aber geschehen zu lassen, was da wolle, zufrieden damit, wenn nur irgend eine Ordnung, gleichgültig durch welche Kraft, darin bestehe, keine Truppen dahin zu senden, um sie nicht zu verpesten, keine Verbesserungen und Einrichtungen zu versuchen, weil diese ohne die Gegenwart der Oesterreicher doch unausführbar bleiben .... wenn der Prostaatssekretär so schreibt, was soll ich dann schreiben, mein verehrter Freund? und was sollen die Unterthanen thun in einem solchen Lande?

Aber trève de politique! Ich bin wohl. Der Aufenthalt in Bologna ist mir trotz der odiosis nicht unangenehm. Die Gesellschaft hat für mich nicht viel Reiz, weil ich, wie Sie wissen, wenig gemacht bin für die Tändeleien und Witzeleien, die auch hier ihr Um und Auf sind; aber ich ergötze mich in den wunderschönen Umgebungen und habe Gelegenheit genug, meiner Neigung für Gemälde täglich neuen Stoff zu verschaffen. Nichts erquickt und erfüllt mich so sehr, als in meinen Freistunden einen Guido, einen Raphael, einen Dominichino zu bewundern, und wenn es Abend wird, in's Grüne zu laufen.

Ich bin nur zu geneigt, die traurigen Bilder des Nodier zu den meinigen zu machen, denn mir ist, seit ich im Orient lebte, die europäische Civilisation ein Gräuel, den ich nur nicht laut zu bekennen wagte, obwohl ich ihn häufig in meinen Briefen und Schriften andeutete. Diese Civilisation hat das Glück ausgepeitscht aus Europa und ist die galopirende Schwindsucht der Völker. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den mir Europa gemacht hat, als ich es im vergangenen Jahre wieder sah! Was mich tröstet, und meine Hoffnung, einen unverpesteten Fleck für den kurzen Rest meines Lebens zu finden, unterhält, ist, daß Europa nicht Paris und, ein paar Hauptstädte ausgenommen, überhaupt noch keine Stelle dieses Welttheils ganz und gar Paris ist, wie dies Nodier zu glauben scheint. Es gibt noch Gemüther, deren Egoismus darin besteht, keinen zu haben. Mit diesen Gemüthern ist ein heiteres Zusammenwohnen möglich.

Und nun recht gute Nacht — — —

Prokesch.

Meine zweite Sendung nach Italien.

1832.

Aus meinen Tagebüchern und Aufmerkungen.

Ein Jahr war vorübergegangen und hatte in den Legazionen und Marken die Zustände bestehen lassen, die, nach den Bedingungen, welche die Lage bestimmten, keine anderen als die allgemein vorausgesehenen sein konnten. Die öffentliche Meinung stieß die Priesterherrschaft von sich. Alles, was diese thun wollte oder konnte, um sich annehmbar zu erhalten, war vergeblich. Auch die Lage der französischen Regierung war dieselbe geblieben; sie lag unter dem Drucke der Partei, aus der sie hervorgegangen und mußte ihr das Feld lassen, um das eigene Bestehen nicht auf's Spiel zu setzen. Diese Partei aber wollte den österreichischen Einfluß aus Italien verdrängt und denjenigen Frankreichs an dessen Stelle gesetzt. Sie stützte sich auf die Unzufriedenen und Neuerer in Italien, die, welche auch sonst ihre Ziele, zum Sturze der päpstlichen Herrschaft unter sich einig waren und zu einer abermaligen Schilderhebung drängten.

Zu einer solchen ergab sich schon im Laufe des Jänner der Anlaß. Päpstliche Soldaten hatten sich in Forli Unfug erlaubt, gegen den das Volk sich erhob. Cardinal Albani,

der an die Stelle des Cardinals Oppizoni getreten war, rief die Hülfe österreichischer Truppen an, und der Oberbefehlshaber im lombardisch-venetianischen Königreiche, Graf Radetzky, ermächtigt den päpstlichen Gewalten zu Hülfe zu kommen, ließ einige Bataillone in das Päpstliche einrücken. Man fühlte in Wien die Verlegenheit, die dies der französischen Regierung bereiten mußte. Casimir Périer und der König selbst hatten sich offen über ihre Lage an Fürsten Metternich ausgesprochen und erklärt, daß eine bewaffnete österreichische Einmischung die gleiche von Seite Frankreichs zur Folge haben müßte. Noch hoffte man in Wien auf schnellen Verlauf und wartete zunächst den Eindruck des Geschehenen in Paris ab, den man dadurch zu mindern glaubte, daß man der französischen Regierung aus Briefen der in Paris befindlichen Sendlinge der italienischen geheimen Gesellschaften vom 10. und 16. Jänner nachwies, wie der Ausbruch in den Legazionen von Paris aus eingeleitet war. Gleichzeitig beriethen wir in Wien, was zu geschehen habe, um unsere Truppen sobald als möglich aus dem päpstlichen Gebiete zu ziehen oder wenigstens das Wann dieses Rückzuges dem französischen Cabinete zusagen zu können. Ich hielt an der Nothwendigkeit der Auflösung der heutigen unbrauchbaren, unsicheren und verhaßten päpstlichen Truppe fest und beantragte, dem Papst anzurathen, dieselbe durch Offiziere, die wir ihm leihen würden, einer neuen Zusammenstellung und Ausbildung zu unterziehen und gleichzeitig einen Kern von Truppen in der Schweiz anwerben zu lassen. Der Fürst nahm diese Vorschläge an und sie wurden festgehalten in einer Berathung, die Tags darauf,

am 2. Februar, zwischen ihm, dem Cabinetsminister Grafen Kollowrat, den Ministern Grafen Sedlnizky und Senft und dem Hofkriegspräsidenten Grafen Hardegg stattfand und zu der ich berufen wurde. Am 4. wurde meine Sendung nach Rom vom Kaiser entschieden.

Die Schwierigkeit war aber, wie Frankreich bis zur Ausbildung dieses Ersatzes hinzuhalten sein werde. Die Thatsache, daß unser Einmarsch schon am 19. Jänner, in Folge dringenden vertraulichen Begehrens des Cardinals Albani an Grafen Radetzky stattgefunden hatte, während das amtliche Verlangen des Cardinals erst vom 22. überschrieben war, gab Frankreich den Vorwand, dem Papste die Betheiligung französischer Truppen an der Besetzung des päpstlichen Gebietes als Bürgschaft gegen unlautere Absichten Oesterreichs abzuverlangen. Der Papst hatte das Begehren mit der Erklärung abgelehnt: er mißtraue Oesterreich nicht. Gleichzeitig hatte in Wien der französische Botschafter, Marschall Maison, Ancona als den Punkt bezeichnet, den Frankreich besetzen müßte, um dem Verweilen österreichischer Truppen auf päpstlichem Gebiete ein Gewicht entgegen zu stellen. Fürst Metternich antwortete ihm: es handle sich nicht um das Verweilen unserer Truppen, sondern um die Möglichkeit des Abzugs derselben, die Oesterreich genommen würde, sobald ein französischer Soldat päpstlichen Boden beträte. Dagegen gab der Fürst zu, daß Neapel ein in dessen Diensten stehendes Schweizerregiment dem Papste zu Gebote stelle und daß, sobald dies geschehen, eine entsprechende Zahl der österreichischen Truppen in die Lombardei zurückgezogen würde. Aus der Schweiz

stellte uns Graf Salis-Soglio die Bildung von drei Bataillons Schweizern (2400 Mann) als in Zeit von drei bis sechs Monaten ausführbar vor.

Am 12. Februar verließ ich Wien in völliger Ungewißheit, ob die nächste Zukunft den Frieden erhalte oder den Krieg bringe. Der Fürst selbst war in Ungewißheit darüber und theilte mir mit, daß Befehl nach Mailand ergangen, unsere in die Legazionen gesendeten Truppen, im Falle einer Landung der Franzosen in Ancona, bis nach Cattolica in der Mark vorzuschieben und wenn sie dort angegriffen würden, den Kampf aufzunehmen. Daß gegen Wien und Inner-Oesterreich eine Absperrung wegen der Cholera bestand, machte mich mehrere Tage verlieren, so daß ich erst am 24. Februar in Bologna eintraf, wo ich zunächst General Hrabowsky und den Delegaten von Mantua, Sebregondi, sah, einen trefflichen Mann, der bei unserem abermaligen Einmarsche dem Cardinal Albani in derselben Stellung beigegeben worden war, in welcher ich vor einem Jahre zu Cardinal Oppizoni gestanden hatte. Unmittelbar darauf sah ich Cardinal Albani, einen Greis von 84 Jahren, gebrochen und erschöpft, der nach keiner Richtung mehr eine Kraft sein konnte.

Da kam uns durch einen Eilboten aus Ancona die schwer in die Wage fallende Nachricht, daß am 23. früh 2 Uhr ein französisches Geschwader in den Hafen gedrungen sei, Truppen ans Land gesetzt, der Stadt sich mit Gewalt bemächtigt, die päpstlichen Truppen darin entwaffnet und die Festung, welche die Stadt überragt, zur Uebergabe aufgefordert habe.

Das konnte der Krieg sein, wurde im Lande allgemein

so verstanden und die Weise der Ausführung dieses Handstreiches ließ kaum eine andere Auslegung zu. Ich brachte den Abend und nächsten Tag noch in Bologna zu, um mich in Allem, was mir zu wissen Noth that, zu unterrichten und die bedeutendsten Personen zu sprechen und zu hören, namentlich den Prolegaten Conte Grassi, den Cardinal-Erzbischof Oppizoni, den Cavaliere Baratelli, die Marchesi Zappi und Marescalchi, die Stellung des Herrn Sebregondi regeln zu helfen, mich mit dem Obersten Baron Marschall, der aus Parma herbeigeeilt war, so wie mit General Hrabowsky und dem trefflichen Obersten Boches zu benehmen, auch nach Mailand, Rom und Wien zu schreiben, und war noch vor Anbruch des 26. Februar im Wagen, um geraden Weges nach Ancona zu fahren, also der Lage in's Auge zu sehen. Ich fand in Faenza, Forli und Rimini, wo überall unsere Truppen standen, die Ruhe der Erwartung. Ich brachte den Vortruppen den Befehl mit, nach Cattolica vorzurücken und dort Stellung zu nehmen. Sowie ich nach durchfahrener Nacht am 27. früh Ancona's ansichtig wurde, sah ich auf den Wällen der Festung neben der päpstlichen Fahne die große dreifarbige französische wehen; also auch die Festung war genommen. Ich bog nun den Weg nach der Stadt zu. Kein Franzose begegnete mir außerhalb derselben, das Thor aber war stark besetzt. Ich fuhr in dasselbe, den Wagen offen und zurückgelegt, in Uniform, die damals noch weiß war. Ein Offizier trat an mich heran. Ohne seine Frage abzuwarten, rief ich ihm entgegen: „Ist General Cubières angekommen?“ — ich wußte nämlich, daß der Ueberfall am 23. von dem Obersten des

66. Regiments, Combès, noch vor Eintreffen des Generals, dem der Oberbefehl übertragen war, ausgeführt worden war. — „Diesen Morgen," — antwortete der Offizier. — „Wo wohnt er?" — „Im Hotel della Pace," — erwiderte der Offizier mit Anstand. — „A l'hôtel della Pace," — rief ich meinem Postillon zu und fuhr, unaufgehalten durch die Platz gebende Wache, in die Stadt ein.

Der Eindruck war ein beruhigender. Er wurde erhöht dadurch, daß ich unter den französischen Schiffen im Hafen die österreichische Fregatte Medea geankert sah. Ich ließ halten und besuchte sogleich den Kommandanten derselben, Obersten Bandiera, mir aus der Levante viel bekannt, der mir sagen konnte, daß die Franzosen noch ohne Weisung zu Feindseligkeiten gegen uns seien. Das entnahm ich auch aus der Haltung mir gegenüber des Kommandanten des französischen Linienschiffes Sufren, Obersten Kerdrain, gleichfalls eines meiner Bekannten aus der Levante, zu dem ich sogleich an Bord ging. Er schien mir mehr verlegen als erfreut über den Erfolg des Obersten Combès. Nun eilte ich leichten Gemüthes in das Hotel und zu General Cubières, der mich artig aber mit den Worten empfing: er sei überrascht mich hier zu sehen, worauf ich ihm erwiderte: daß es mir mit ihm eben so ginge. Er beklagte ohne Rückhalt die Gewalt, von welcher die Besitznahme Ancona's begleitet gewesen, entschuldigte sie durch Gerüchte, welche Obersten Combès zur Meinung gebracht, als rückten die österreichischen Truppen in Eilmärschen nach Ancona, so daß ihm die schleunigste Besitznahme geboten erschienen. Seine Sendung, fuhr der General fort,

sei eine Sendung des Friedens. Frankreich stehe mit Oesterreich auf einer und derselben Linie, schätze sich dies zur Ehre und wünsche nichts sehnlicher, als die Unruhen in der Romagna endlich beigelegt und so abgeschlossen zu sehen, daß fremde Einmischung nicht länger nothwendig werde. Ich sagte ihm hierauf, diese wäre allerdings die Linie, auf der wir stünden; die gute Sache könne durch Zusammenwirken nur gewinnen und es schiene mir nunmehr erlaubt, mit größerer Zuversicht die dauernde Beruhigung der Romagna zu erwarten, als dies ohne offenen Beitritt Frankreichs möglich gewesen wäre. Der General sagte mir noch: er habe gehofft früher als das Geschwader vor Ancona einzutreffen; dieses sei aber ungewöhnlich durch den Wind begünstiget worden und dadurch ihm zuvorgekommen. In den Weisungen an die Obersten Combès und Gallois sei dieser Fall nicht bedacht gewesen und dadurch die Gewaltthat möglich geworden.

In dem Zimmer des Generals schrieb ich meine Meldung an Fürsten Metternich über das, was ich sah und hörte, und was mir die Ueberzeugung gab, daß die Besetzung von Ancona nichts als ein parlamentarisches Mittel war, dem die Enttäuschung der Partei in Italien, die auf Frankreich zählte, folgen mußte. Um meinen Eilboten abschicken zu können, bedurfte ich der Weisung des Generals an die Post. Er gab sie ohne Anstand und wir schieden, offenbar Beide beruhigt. Noch am Abend desselben Tages fuhr ich über Loretto nach Rom ab, wo ich, am Schalttage, gerade während des im Karneval üblichen Rosselaufes, eintraf.

Die Entrüstung in Rom war die größte, nicht blos in der Curie und in den mit ihren Interessen, Ansichten und Wünschen ihr nahe stehenden Personen, sondern in allen Klassen der Bevölkerung. Cardinal Bernetti hatte in seinem am 25. Februar an Grafen St. Aulaire gerichteten Proteste, den Gewaltstreich ein Verbrechen (attentato) genannt und die päpstlichen Behörden und Truppen allsogleich aus Ancona abgerufen. Der Papst verglich das Geschehene mit den Ueberfällen der Sarazenen. Das Volk sah die Ehre Roms, des Papstes und seiner selbst verletzt an. Aber der betrübteste Mann in Rom war vielleicht der französische Botschafter. Er mußte den Gedanken seiner Regierung kennen, mußte also wissen, daß er nicht ein politisches Verbrechen, wie deren die Geschichte unzählige kennt und das nur weitere Feindseligkeiten einleiten sollte, zu bemänteln oder zu vertheidigen haben werde, sondern eine Thorheit auszugleichen, welche die ganze Schwäche seiner Regierung an den Tag legte. Graf St. Aulaire, ein Mann von Geist, unberührt durch die Doktrinen der Revolution, aber seinem Lande auf das Wärmste ergeben, von den anständigsten Formen, ergriff die Ermächtigung, die ihm ohne Verzug von Casimir Périer gegeben worden war, die Handlungsweise der Obersten Gallois und Combès für eigenmächtig und der Regierung mißfällig zu erklären, aber er verlangte, daß die päpstliche Regierung der französischen die Hand entgegen strecke, damit diese sie ergreifen könne. Er sprach vom Abzug der französischen Truppen, sobald die österreichischen abziehen würden. Der Cardinal-Staatssekretär verlangte seinerseits bestimmte Antwort auf die Frage,

in welche Stellung sich Frankreich gegenüber dem Kirchenstaate setzen wolle, da dieser ein für allemal dessen gewaffnete Einmischung verwerfe? In einer Denkschrift vom 21. März sagte er dem Grafen St. Aulaire: wenn, wie dieser angebe, die französischen Offiziere über ihre Ermächtigung hinaus gegangen, so müßten sie bestraft werden; wenn sie die Weisung hatten, im Falle der Papst die französische Landung nicht zugestehe, sogleich nach Toulon zurückzukehren, so müßten sie dies heute noch thun, wo der Papst laut und auf das Entschiedenste diese Einmischung zurückweise. Er bestand auf allsogleichem, unbedingtem Abzug.

In Wien hatte man das Ereigniß mit gleicher Entschiedenheit verworfen, aber mit mehr Ruhe aufgefaßt. Am 18. März kam ein Schreiben des Kaisers an den Papst vom 11., worin der Ueberfall auf Ancona für eine Thatsache erklärt wurde, die vor den europäischen Richterstuhl gehöre. Dem heiligen Stuhle wurde zunächst die bereitwilligste Unterstützung zugesagt, aber neben fester Haltung auch Mäßigung belobt, also empfohlen, indem die äußersten Maßnahmen für den Fall verspart werden müßten, wo die Handlungsweise Frankreichs keinen Zweifel darüber ließe, daß es den Krieg wolle. Es kamen auch die von Wien nach Paris gegangenen Erklärungen vom 9. März. Fürst Metternich sagte dem französischen Cabinete unumwunden: Oesterreich stelle sich in die Reihe der durch den Gewaltstreich gegen Ancona beleidigten Mächte; das Vertrauen in die letzten Absichten Frankreichs sei erschüttert und durch Versicherungen nicht mehr zu gewinnen; die Sache sei eine europäische. Er verlangte, wie

Bernetti, die Rückberufung und Bestrafung der beiden Obersten und sagte: es könne nur von Abzug, nicht aber von verlängertem Bleiben die Rede sein. Aber er erwog wohl, was einem durch die Partei so gebundenen Ministerium möglich war und was nicht, und schrieb an die Botschafter in Rom und Paris: er begreife, daß die Räumung von Ancona nicht augenblicklich stattfinden könne, vielleicht erst gleichzeitig mit der Rückkehr unserer Truppen in die Lombardei. Die Cabinete von Berlin und St. Petersburg schlossen sich an das von Wien. England sprach an seinen Gesandten in Rom den Wunsch des Verbleibens der Franzosen in Ancona bis zur Zeit aus, wo die päpstliche Regierung zweckmäßige Reformen gemacht haben würde. Der Wunsch war erklärlich und wohlgemeint, aber wer sollte über die Zweckmäßigkeit der Reformen absprechen? und waren deren der lauten öffentlichen Meinung in den Legazionen entsprechende auch möglich?

Meine erste Begegnung mit dem Cardinal-Staatssekretär und mit Gregor XVI. fällt in diese erste Zeit. Meine Schilderungen von dem, was ich in Ancona vernommen und gesehen, hatten Mühe sich Eingang zu verschaffen, so durchdrungen war man von der Ueberzeugung, eine Einmischung, so begonnen, könne nur der Anfang entschiedener Feindseligkeit gegen den heiligen Stuhl sein. Es war eine seltsame Fügung, daß sich der französische Botschafter auf mich berief, um seinen Versicherungen Glauben zu gewinnen.

Am 2. März empfing mich der Papst, eine hohe, würdige Gestalt, milden Ausdruckes, in dessen Urtheil ich mehr Ruhe und Unbefangenheit fand, als in dem seines Staats-

sekretärs, des Cardinals Bernetti, eines geistvollen, gewandten Mannes, aber leicht gereizt, persönlich empfindlich und ohne sicheren Blick unter die Oberflächen. Diesen sah ich zwei Tage später. Ich war ihm ein Bekannter vom vorigen Sommer her. Da ich bei ihm eintrat, hatte ihn eben Graf St. Aulaire verlassen, und ein vom Obersten Gallois unterzeichnetes Blatt, ein in Ausdrücken aus dem Jahre 1793 abgefaßter Aufruf an das päpstliche Volk, den zu unterdrücken General Cubières glücklicher Weise frühzeitig genug gekommen, war in den Händen des Cardinals. Er sah dem Botschafter nach, dann wandte er sich mit den Worten zu mir: „Da sehen Sie den Mann, der ein Volk ohne Treu und Glauben vertritt! — Er will, daß wir Vorschläge zu friedlicher Ausgleichung machen, wir, die Beleidigten; ich habe ihm schon gestern schriftlich erwidert: dazu stehe die Reihe an Frankreich.“ Ich glaubte scherzend darauf antworten zu sollen, daß eine Ueberstürzung, der die Reue unmittelbar folge, Nachsicht verdiene, und Frankreich mir auf dem Wege scheine, der päpstlichen Regierung die Einführung heilender Reformen zu erleichtern. Er faßte dies nicht auf; ihn beherrschte die Besorgniß der Unterstützung Frankreichs durch England, einer möglichen Landung in Civitavecchia und der Verstärkung der eingedrungenen Franzosen in Ancona. Die Errichtung der Schweizertruppe lag ihm als das Wichtigste am Herzen. Da ich eben deshalb gekommen war, so versprach er mir seine thätigste Mithülfe und knüpfte seine Ansichten über die zweckmäßigste Einrichtung der Legazionen daran. Er war dem Cardinal Albani so wenig als dem

Cardinal Oppizoni gewogen und sprach mir unumwunden über die Unfähigkeit des Ersteren, eine Aeußerung, der ich nicht widersprechen, sondern nur die Frage entgegenstellen konnte: warum lassen Sie ihn dort? — „Dem wollen wir abhelfen," antwortete er. Dann versprach er mir, mich unverzüglich mit dem Obersten Principe Pompei Gabrieli in Berührung zu bringen, dem Manne, mit dem ich in allen militärischen Fragen zu verhandeln haben würde. Ich aber war ermächtigt meinerseits, ihm in dem General Grafen Salis-Sogṫio den Mann zu nennen, von dem wir bereits die Zusage der Anwerbung von 4000 tüchtigen Schweizern in Händen hatten. Ich setzte mich sogleich mit diesem und mit unserem Oberbefehlshaber in Italien, Grafen Radetzky, in Verbindung, dessen Güte und Erfahrung ich in Anspruch nahm für den Fall, daß wir wirklich mit der Umbildung der bestehenden päpstlichen Truppe uns befassen sollten, was aus wichtigen politischen Gründen unterblieb.

Casimir Périer trug sich noch am 10. März mit der Hoffnung, Oesterreich werde sich mit den von ihm gegebenen Erklärungen zufrieden stellen, jedes Mißtrauen fallen lassen und dem Papste zu den Rücksichten für Frankreich rathen, die es ansprach. Er gab aus freiem Entschlusse die Versicherung, keine Verstärkung nach Ancona zu senden. Aber nicht in die Gesinnung des Ministers oder des Königs hatte Fürst Metternich Mißtrauen, sondern in die Kraft Beider, dieser Gesinnung Geltung zu verschaffen. Wer der überwiegenden Parteimeinung solch einen Mißgriff wie die Ueberrumplung von Ancona zu Liebe thun mußte, hatte kein Recht,

Vertrauen in seine Handlungsweise zu begehren. Casimir Périer mußte nach Eintreffen der Erklärungen des Fürsten Metternich vom 9. über die Ansichten des Wiener Cabinets aufgeklärt sein. In einem Erlasse an Grafen Lützow vom 19. wiederholte der Fürst den Rath an den Papst, seinerseits in keinen Ausgleich sich einzulassen. Die allsogleiche Räumung von Ancona sei allerdings kaum möglich; die Mächte könnten dies erkennen und darüber schweigen. Es könnte sich auch die Nothwendigkeit gleichzeitiger Räumung herausstellen; dies aber würde nicht früher geschehen können, als bis die Schweizertruppe bereit wäre, und auch nicht früher, als bis die mit den Vertretern der Mächte vereinbarten Reformen in der Verwaltung durchgeführt sein würden.

Wenige Tage darauf, am 21. März, stellte der Fürst in seinen Weisungen an die Botschafter in Paris und London die Frage geradezu auf Krieg und Frieden. Louis Philippe hatte dem österreichischen Botschafter geäußert: er beklage den Mißgriff in Ancona, habe aber eben so gut das Recht der Einmischung als Oesterreich. Casimir Périer, von dieser Gleichberechtigung ausgehend, war auf der Gleichzeitigkeit der Räumung als der daraus sich ergebenden rechtlichen Folge bestanden und hatte dies in einer Zusammenkunft mit den Vertretern der Großmächte am 15. März festgehalten, in welcher er die Bildung der Schweizertruppe und die Regelung der Verwaltung unter Beiwirken der Mächte eben als die Mittel bevorwortete, um zu dieser gleichzeitigen Räumung zu gelangen. Fürst Metternich sprach nun auf das Entschiedenste aus, daß er Frankreich, das nicht wie Oesterreich fünf

Millionen Unterthanen in Italien habe, noch vom Papste gerufen sei, kein Recht der Einmischung zuerkenne. Er erinnerte an die Uebergriffe Frankreichs seit Franz I., an Ludwig XIV., an Napoleon, — wies die Eifersucht auf den österreichischen Einfluß und die Voraussetzung von Eroberungsgelüsten unter die Lächerlichkeiten des Parteischwindels, warf der französischen Regierung vor, sich durch eben diesen Schwindel die Hand haben zwingen zu lassen und erklärte jeden Versuch, die Unabhängigkeit des Papstes anzutasten, ihn durch Waffengewalt zu Maßregeln der Verwaltung zu bestimmen, nöthigen Falls durch Gewalt hindern zu wollen. Eine russische Note an Grafen Pozzo di Borgo vom 14. trug diesem auf, im Falle Graf Appony Paris verließe, es gleichfalls zu verlassen, indem es die Absicht des Kaisers sei, im Falle des Krieges zu Oesterreich zu stehen.

Ich bekam um diese Zeit die Weisung aus Wien, mit der päpstlichen Regierung, welche bis nun den Sold der in den Legazionen stehenden k. k. Truppen aus ihren Kassen zu decken hatte, abzurechnen, da es der Wille des Kaisers sei, vom 1. Mai an diese Ausgaben auf Rechnung Oesterreichs zu nehmen, eine langwierige und umständliche Arbeit, zu der mir der Delegat, Cavaliere Sebregondi, zugewiesen wurde, der auch am 13. April aus Bologna eintraf. Ich stellte ihn am 15. dem Cardinal-Staatssekretär vor. Dieses Geschäft brachte mich in Verkehr mit Monsignore Cappacini, dem Freund des Papstes und des Cardinals rechter Hand, dem fähigsten Geschäftsmann, der mir in Rom vorgekommen war, obwohl auch er sehr entmuthigt, von der Vergeblichkeit aller

Bemühungen angehaucht, durch untergeordnete Rücksichten viel gebunden. Aber er war liebenswürdig, geistreich, vielseitig unterrichtet, ganz der Art, die wir an Gliedern der Curie aus Winkelmann kennen und die auch heute, da ich dieses nach mehr als vierzig Jahren Zwischenzeit schreibe, in Rom nicht ausgestorben ist.

Die österreichischen Erklärungen in Paris hatten zu vertraulichen Zusicherungen des Königs sowohl als des Ministers geführt, die der Stimmung des Wiener Hofes helfend entgegen kamen. Hielt man da den Buchstaben des Rechtes aufrecht, so hatte man sich doch nie der Erkenntniß verschlossen, daß man, im eigenen Interesse, der französischen Regierung zu Hülfe kommen müsse. „Man kann Frankreich nicht lächerlich machen wollen," sagte mir damals Graf St. Aulaire, — „es muß etwas in den Legazionen geschehen, was einer Rücksicht für Frankreich ähnlich sieht. Er gab wiederholt am 15. April die Erklärung an Cardinal Bernetti ab, daß seine Regierung die Handlungsweise des Obersten Gallois, der vor Anlangen des General Cubières den Befehl führte, verwerfe und denselben nach Paris berufen, um sich zu rechtfertigen; daß die freundschaftlichen Gesinnungen Frankreichs zum hl. Stuhle unverändert dieselben geblieben; daß die Aufrechthaltung der weltlichen Herrschaft Seiner Heiligkeit, die der Unverletzbarkeit und Unabhängigkeit des Kirchenstaates, wie bisher, Grundsatz für die französische Politik in Italien sind; daß aber, da aus leicht begreiflichen Gründen die allsogleiche Abberufung der französischen Truppen nicht möglich, er den römischen Stuhl bitte, die Anwesenheit

dieser Truppen in Ancona als eine geschehene Thatsache hinzunehmen, während er seinerseits sich ermächtigt erklärte: »d'offrir toutes les réparations, et d'accepter tous les tempéraments, toutes les conditions conformes aux convenances du gouvernement pontifical, et propres à ne laisser aucun doute sur le parfait accord et l'uniformité des vues, qui existent entre la France, et toutes les Puissances intéressées aux affaires d'Italie.«

Diese Hingebung drang bei Cardinal Bernetti durch. Er erwiderte diese Note am 16. mit der Aufstellung von zehn Bedingungen, von deren unveränderter Annahme die Zulassung weiteren zeitweiligen Verbleibens der französischen Truppe in Ancona abhängen würde. Diese Bedingungen, welche Fürst Metternich bereits gebilligt hatte, waren die folgenden:

1. daß die nachträglich in Ancona auf der französischen Gabarre „le Rhone" angelangte Verstärkung von 450 Mann unverzüglich nach Frankreich zurückkehre;
2. daß die am 23. Februar ausgeschifften französischen Truppen unter die unmittelbaren Befehle des französischen Botschafters gestellt würden;
3. daß unter keinerlei Vorwand weder diese Truppe noch das Geschwader verstärkt werde;
4. daß keinerlei Befestigungsarbeit vorgenommen und die etwa im Zuge befindliche allsogleich eingestellt werde;
5. daß, sobald Seine Heiligkeit der Hülfe österreichischer Truppen nicht mehr bedürfe und demnach Se. Maj. den Kaiser um Rückberufung derselben angehe, die

französische Besatzung Ancona gleichzeitig verlasse und zwar via di mare;

6. daß auf den Wällen Ancona's nur die päpstliche Fahne gehißt (also die französische eingezogen) werde;
7. daß die französische Truppe nicht über die Mauern Ancona's hinaus sich verbreiten dürfe;
8. daß die französischen Befehlshaber sich keinerlei Einmischung in die päpstliche Regierungsgewalt und Verwaltung in Ancona erlauben, namentlich nicht in die Polizei;
9. daß keinerlei Auslage der päpstlichen Kasse aus der Anwesenheit der französischen Truppen in Ancona erwachse;
10. daß ein Abgeordneter der Botschaft dem französischen Befehlshaber in Ancona zur Seite gestellt werde und bleibe, um die genaue Aufrechthaltung dieser Bedingungen zu überwachen.

Graf St. Aulaire unterzeichnete dieselben noch am 16. und zeigte dem Cardinal ohne Verzug die Absendung des Botschaftssekretärs, Herrn Beugnot, nach Ancona an.

Diese Annahme regelte also die Anwesenheit der Franzosen in Ancona. Graf Appony, unser Botschafter in Paris, hatte auch bereits die Gleichzeitigkeit der Räumung zugestanden und war darin von Fürsten Metternich gebilligt worden. Die Partei, welche den Ueberfall auf Ancona der französischen Regierung abgedrungen hatte, war um ihre Erwartungen gebracht, denn die Anwesenheit der Franzosen war für die päpstliche Regierung keine Gefahr mehr, sondern eine Hülfe.

Die päpstlichen Behörden wurden bei ihrer nunmehrigen Rückkehr nach Ancona feierlich von der französischen Besatzung eingeholt und mit allem Außenschein der Verehrung behandelt. Kirchliche Aufzüge wurden von eben den Truppen durch die Straßen und in die Kirchen geführt, die in ganz anderer Haltung früher aufgetreten waren. Die Partei der geheimen Gesellschaften war wie niedergeschmettert und lautlos. Die Gefahr des europäischen Krieges war abgewendet.

Dieser war, ohne Zweifel, der günstigste Zeitpunkt, um mit den allgemeinen Reformen zu Stande zu kommen, die alle Vernünftigen wollten und zu denen alle Höfe riethen. Richtig bemerkte mir Thiers, der damals in Rom anwesend war und mit dem ich in geselligen Verbindungen stand: die Reform müsse die Verwaltung des ganzen Kirchenstaates umfassen; den Legazionen allein eine bessere Verwaltung zu geben, erweitere nur den Riß zwischen ihnen und den übrigen Theilen. Auf Rom also müsse gewirkt werden. Fürst Metternich hob im April ganz denselben Gesichtspunkt hervor. Er wollte die gesammte Verwaltung umwandelt, die Neuerungen von 1831 verallgemeinert, die Grundgesetze als Acte pragmatique durch die Cardinäle beschworen, den Höfen sodann als souveräne Entscheidung zur Wissenschaft mitgetheilt. Diese wohlgemeinte Bemühung des Fürsten wurde in Rom durch die Weise beeinträchtigt, in welcher öffentliche Blätter sie besprachen. Die Wärme des Vertrauens, die ihr hätte entgegen kommen sollen, und die der Saat vortheilhaft gewesen wäre, fehlte. Aber auch in der Curie gab es Ansichten, welche den Eifer lähmten. Manche dachten dort, daß vor der Hand und bis Europa

aus der durch die Julitage erzeugten Ideenverwirrung heraus sei, nichts Gründliches und Dauerndes sich machen lasse; ja, daß selbst das Nothwendige und unverkennbar Vortheilhafte dadurch, daß es durch Aufruhr oder Einmischung abgenöthiget erscheine, seine Natur ändere und Gift werde; endlich daß das Bestehen des Papstes als weltlichen Herrschers durch das Interesse der katholischen Staaten hinlänglich verbürgt, es also unnöthig sei, sich in die Bahn peinlicher Versuche der Abschaffung tiefgewurzelter Mißbräuche oder wohl gar neuer Einrichtungen zu werfen.

Aus diesen Ansichten war die geringe Thätigkeit seit einem Jahre hervorgegangen und ging auch die Lauigkeit hervor, mit welcher das Drängen dermalen aufgenommen wurde. Man sah wohl, daß es sich nicht darum handle, die Grundlagen der seitherigen Ordnung zu verlassen und etwa den Kirchenstaat in die Bahn moderner Formen zu werfen, in welcher der Weg vom Volksbeifall bis zur Volksüberhebung ein so kurzer ist. Man gestand auch zu, daß die angerathenen Verbesserungen den Krankheitsstoff aus dem Staatskörper zu entfernen beabsichtigten und ein Mittel seien, den Umtrieben der Volkswühlerei abzuwehren oder der Einmischung dieses oder jenes Cabinets vorzubeugen, das, auf Kosten der Ruhe im Kirchenstaate, über die Leidenschaften in seinem eigenen den kurzdauernden Sieg erfechten möchte. Aber man hielt mit Vorliebe an der Meinung fest, genug zu thun, wenn man vor der Hand sich nur mit den Verwaltungszuständen in den Legazionen beschäftigte. Der Ritter von Sebregondi und ich, beide beauftragt, mit unseren Erfahrungen der Bot=

schaft und der Curie zu Diensten zu sein, wir mühten uns in Vorschlägen ab, die kein anderes Ziel hatten als die Reinigung des Bestehenden vom Unrath der Jahre, als die Auffrischung der Werkzeuge, die Wiederbelebung der Einrichtungen, die der Verwaltung dieses Staates zu Grunde lagen und derjenigen eines jeden unerläßlich sind. Wir hatten lange Besprechungen mit Monsignore Cappacini und mehreren Vorständen der inneren Zweige und arbeiteten Denkschriften an die Curie aus, die an Faßlichkeit uns nichts übrig zu lassen schienen. Immer die Verwendbarkeit für alle Theile des Staates im Auge, sagten wir darin: als man Aemter gründete, so war der Zweck derselben, die Verwaltungsmaschine gehen zu machen und im Gange zu halten: die Verbesserungen, die wir im Beamtenwesen vorschlagen, haben eben keinen anderen Zweck; — als man ein Steuersystem einführte, lag die Absicht zu Grunde, die Bedürfnisse der Regierung und Verwaltung dauernd und genügend zu decken: eben das ist unsere Absicht, wenn wir heute, wo die Curie von Verlegenheit in Verlegenheit fällt und mit der Hälfte ihrer Einkünfte ihre Feinde besoldet, die Art und Weise der Regelung dieses Zweiges vorschlagen; — als man das römische Recht und die Provinzialstatuten zur Grundlage der Gerechtigkeitspflege nahm, wollte man diese zum allgemeinen Besten geübt wissen: das ist der Grund, warum wir heute auf Gesetzbücher dringen und die Anpassungen nachweisen, von denen ihre Brauchbarkeit abhängt; — als man Wohlthätigkeitsanstalten gründete, wollte man den wirklich Bedürftigen zu Hülfe kommen und dadurch der öffentlichen Sicherheit einen Schirm mehr geben: wenn wir

dahin arbeiten, daß diese Anstalten nicht zur Plünderung der Staatskassen und zur Vermehrung des Elends ausschlagen, so führen wir sie auf ihre ursprüngliche Bestimmung zurück; — als man Polizei, Militär u. s. w. einrichtete, so sollten diese Werkzeuge zu Stützen des Staates dienen: wenn wir dieselben umschaffen wollen, so geschieht es, um sie aus abgestorbenen, von Gichtschäden befallenen Gliedern in gesunde umzuwandeln. So mit allen übrigen Punkten, die bis jetzt österreichischer Seits berührt wurden.

Wenn man den Vorständen der inneren Verwaltungszweige, jedem einzeln, über derlei wichtige Gegenstände sprach, so fand man auch nicht einen, der nicht von der Nothwendigkeit zeitgemäßer reinigender Maßregeln überzeugt schien. Die Meisten fügten dem Ausspruche dieser Ueberzeugung den des Unglaubens an die Möglichkeit des Besserwerdens und den einer trägen Ergebung bei. Sobald diese Männer im Amte auftraten, schien nur diese letzte übrig, und kein Ausweg blieb von ihnen unversucht, um ihre Person aller Thätigkeit zu entziehen. Was trotzdem geschah — es war wenig genug — war mühsam abgerungen und erst dann gewährt, wenn alle Mittel der Ablehnung erschöpft waren. Die Verallgemeinerung war grundsätzlich verworfen. Nur in den Legazionen wollte man Versuche wagen.

Die Anwesenheit des Ritters von Sebregondi, dem die Zustände in den Legazionen durch Stellung und Einsicht völlig klar waren, hatte endlich die Abberufung des Cardinals Albani entschieden. Die langjährige Erfahrung, in geordneter Verwaltung erworben, gab Sebregondi das Gewicht, die Vor-

stände in Rom aus dem Allgemeinen und Unbestimmten in das Angewandte und Bestimmte zu führen, gleichsam ihre Hand in die Wunden zu legen und ihnen zu zeigen, daß, was man mit dem verhaßten Namen von Zugeständnissen bezeichnete, nicht selten der wohlverstandene Vortheil der päpstlichen Regierung war. Von dem politischen Felde, wo sie überall Schlingen und Fallen fürchteten, auf das der Verwaltung versetzt, wo sie Boden unter den Füßen fühlten, konnten sie, namentlich in Bezug des Staatshaushaltes, unmöglich verkennen, daß es sich darum handelte, den Ertrag des Landes, statt in die Säckel undankbarer Müßiggänger, in die Kassen des Staates zu bringen und so den Uebelstand möglichst zu heben, daß in keinem Staate die Regierung weniger von dem erhält, was der Unterthan zahlt, als im päpstlichen. Man konnte in den Vorschlägen zur Beschäftigung der Jugend, zur Vertheilung und Erhebung der Lasten, zur Regelung des Gerichtsverfahrens u. s. w. nicht die Absicht verkennen, das Mißvergnügen im Lande zu mindern und das Volk dadurch weniger empfänglich für die Lockungen von außen und innen zu machen.

Daß die Regierung dennoch nicht den Muth hatte, die Maßregeln, die besser heute als morgen in's Leben treten sollten, allsogleich zu nehmen, bewies die tiefen Wurzeln der hemmenden Anschauungen. Der Papst hatte mir zugesagt, das zwischen der Curie und uns in Bezug auf die Legazionen Vereinbarte zu verlautbaren, sobald es ihm vom Provinzialrathe in Bologna vorgelegt sein würde. Ritter von Sebregondi ging eben deshalb am 26. Mai nach dieser Stadt ab, um

sich der Zustimmung des Monsignore Brignoli, der an die Stelle Albani's getreten war, und der des Provinzialrathes zu versichern. Es stand freilich noch die Ausführung aus, für die es im Grunde keine Bürgschaft gab, in so lange nicht ein weltlicher Statthalter die vier Legazionen unter sich geeiniget hatte, oder auch den Unterabtheilungen des Ministeriums in Rom, in welche derlei Geschäfte einschlugen, Weltliche vorsaßen. Diese zweite Fügung hätte den Vortheil geboten, Verbesserungen in der Hauptstadt selbst möglich zu machen. Der Papst selbst hatte mir deren bezeichnet, so die Verschmelzung der mit Pensionen und Armenwesen betrauten Aemter, die Regelung des Hypothekenwesens u. s. w.

Keine Regierung war mehr berufen und befähigt, der päpstlichen mit Rath und That an die Hand zu gehen, als die österreichische. Das Anschließen der übrigen Großmächte an Oesterreich konnte der Wirksamkeit des Wiener Cabinets nur erhöhtes Gewicht geben und die Umsturzpartei in Paris verabscheute nichts mehr als eben das, was mir Graf St. Aulaire als den Wunsch seiner Regierung ausgesprochen hatte, nämlich, daß Frankreich der österreichischen Leitung in der Reformfrage folge. Die französischen Organe in Rom waren offen der Meinung: von politischen Zugeständnissen, überhaupt von solchen Neuerungen, die auf das politische Leben des Volkes abzielten, dürfe gar keine Rede sein; es handle sich allein um Verbesserungen in der Verwaltung. Schreiben des Fürsten Metternich nach Paris und nach Rom gaben seinen Wortführern nunmehr die Ermächtigung, mit denen der französischen Regierung die Reformen im Kirchenstaate eingehend zu

besprechen. Graf St. Aulaire wünschte, daß die fünf Großmächte diese Angelegenheit als eine europäische in die Hand nähmen und die am 21. Mai v. J. von der Conferenz der Vertreter der fünf Mächte an die Curie gerichtete Denkschrift als Grundlage beibehalten werde. Er erklärte aber gleichzeitig, daß er sich jedem Ausgangspunkte anschließe, den Oesterreich vorschlagen werde, denn Oesterreich kenne die römischen Verhältnisse am besten; es sei diesem um die Sache zu thun, während Frankreich nicht selten Rücksichten für die Tribüne im Auge halten müsse. Die Säkularisation sei übrigens der allgemeine Wunsch, namentlich in den Legazionen, und kein Gesetz finde Achtung, dem ein unverantwortlicher Mensch vorstehe. Wir waren also offenbar einander so nahe, daß wir uns finden mußten.

Da regte zunächst ein Ereigniß in Ancona das alte Mißtrauen in Rom gegen Frankreich auf. Die Leiter der Clubs in den Legazionen, im innigen Zusammenhange mit der Umsturzpartei in Paris, sich von der französischen Regierung verrathen, aber von dem französischen Volke gehalten betrachtend, wollten dies durch einen Gewaltstreich der Bevölkerung klar machen. Eine Bewegung brach aus — der päpstliche Gonfaloniere wurde ermordet — die französische Fahne im Triumph herumgetragen — die Priesterherrschaft für unmöglich erklärt. Die französische Truppe hatte sich so benommen, daß die päpstliche Regierung an das Einverständniß derselben mit den Verschworenen glauben mußte, ja daß sie fürchten konnte, daß die französische Regierung die im Februar ihr zugetrauten Gewaltplane wieder aufnähme. Cardinal Bernetti erkärte die

Uebereinkunft mit der französischen Botschaft vom 16. April für gebrochen und aufgehoben; er verlangte die allsogleiche Räumung Ancona's und drang in uns, bis Sinigaglia vorzurücken, was wir den Takt hatten abzulehnen. Graf St. Aulaire sah sich wieder auf dem Punkt, wo er vor drei Monaten gestanden. Er that das Möglichste, um das Mißtrauen zu zerstören; er sandte seinen eigenen Sohn mit den entschiedensten Weisungen nach Ancona, — aber da kam ein anderer Schlag, geeignet um das Bestehen der Regierung Louis Philippe's selbst in Frage zu stellen, die Nachricht des Todes Casimir Périer's, und diesem Schlage folgten in Paris die Junitage. Sie fielen zusammen mit abermaligen Ausbrüchen in Ancona, wobei das Leben des jungen St. Aulaire bedroht war. In Rom beherrschte die Bangigkeit, mit der man dem entgegensah, was der Vulkan in Paris gebären werde, fast jede andere Empfindung. Der französische Botschafter fürchtete, daß der König erliege, ermordet werde. Seine Gesinnung gehörte eigentlich der alten Dynastie an. Er erzählte mir selbst, daß die Julitage für alle Freunde der Ordnung ein Donnerschlag gewesen waren, daß er aber, wie die große Mehrzahl derselben, in Louis Philippe die einzige Bürgschaft der Zukunft gesehen. Siegte er diesmal, so habe er mit Mauguin und Odillon-Barrot gebrochen, sowie mit der ganzen republikanischen Partei. Seine Wünsche seien deshalb mit Louis Philippe. — Da kam das Gerücht, der König sei ermordet. Es wich glücklicher Weise bald der Wahrheit. Auch der Zug der Herzogin von Berry, in Begleitung des Marschalls Bourmont, über Marseille und Bordeaux nach Poitou fand warme Wünsche

in Rom, und ungerne erfuhr man da, daß er ein überstürzter war, den aufzuschieben Charette und Antichamp vergeblich gerathen. Die verblendete Frau schrieb damals an den König nach Paris: „qu'elle trouvera ou le trône pour son fils ou un tombeau.“ Der König ließ ihr durch die Regierung antworten: „ni un trône, ni un tombeau, mais vous serez arrêtée, jugée, comdamnée et graciée.“ Sie wurde, wie bekannt, einige Monate später in Nantes gefangen.

Mitten in diesen Tagen völliger Lähmung in Rom, da ich eben von einem Ausfluge nach Ostia zurückkehrte, kam mir ein Brief des Fürsten Metternich, der meiner Sendung ein Ende machte. Der Fürst gab mir Nachricht von dem Tode seines ausgezeichneten Freundes Friedrich v. Gentz und rief mich nach Wien.

Mein Auftrag der Bildung von zwei Schweizerregimentern (Graf Salis-Zizers und Courten), jedes zu 2400 Mann, war völlig durchgeführt, Dank der thätigen und verständigen Mitwirkung des Generals Principe Pompei-Gabrieli und dem persönlichen Eingreifen des Papstes. Diese treffliche Truppe sammelte sich bereits im Mai an der Grenze der Lombardei und trat bald darauf ihren Marsch nach Ferrara an. Ich wartete noch die Rückkehr des Ritters v. Sebregondi ab, der den Entwurf der Einrichtung der Legazionen mit der Zustimmung des Provinzialrathes an die Curie brachte. Am 21. Juli übernahm ich einen rührenden Auftrag der Mutter Napoleons, Madame Lätitia an ihren kranken Enkel, den Herzog von Reichstadt, den noch lebend zu finden mir nicht mehr gegeben war. Tags darauf nahm ich Abschied von Gregor XVI. und

Cardinal Bernetti; am 23. von meinen zahlreichen Bekannten; am 24. aber verließ ich Rom, das ich erst vierzig Jahre später wieder betrat.

Die vier Monate meines Aufenthaltes in Rom, so viele Lasten sie auch auf mich häuften, gehören zu den reichsten meines Lebens. Dies danke ich der Kunst und der freundlichen Begegnung gleichdenkender, gleichfühlender, reichbegabter, edler und schöner Menschen. Ich fühlte mich in einer Lebensfrische wie in solcher Ausdauer niemals wieder. Der Zufall wollte, daß ich wenige Tage nach meiner Ankunft bei einem Feste, das der kaiserliche Botschafter, Graf Lützow, den deutschen Künstlern gab, vielen derselben begegnete, mit denen mich dann ein leichtes und heiteres Band verknüpft hielt, so mit dem trefflichen Overbeck, mit Steinle, Senff, Katlik, Andersag, Schulz, Schaller, Schönmann. Ich fand auch meinen Landsmann und Jugendfreund Joseph Tunner, dessen Werk das Fresco in der Trinità del Monte, der schöne englische Gruß ist, und der mich mit anderen Malern bekannt machte, so mit dem alten heiteren Koch, einem Tyroler Schäferknaben, dessen Entwürfe nach Dante, Ossian und aus der Bibel man nicht satt werden konnte, zu besehen; so mit Reinhard und Catel, dessen Ausblick vom Kloster der Kamaldulenser über Bajä, Misene und Ischia, — dessen Tod Tasso's

auf den Stufen unter dem Baume von S. Onofrio im Augenblicke, als Cardinal und Senator ihm die Lorbeerkrone bringen, damals die Bewunderung aller Welt auf sich zogen. Mit Koch besuchte ich die Villa Massimi, wo Overbeck und Führich Szenen aus Tasso, Schnorr solche aus Ariosto und Koch selbst solche aus Dante, in kräftigen Fresken ausgeführt hatten. Bei Ritter Cammuccini fand ich den freundlichsten Willkomm. Er war von den Römern als der regierende Fürst im Gebiete der Malerei betrachtet. Seine Wohnung schmückten eine kleine liebliche Madonna von Raphael, zwei Tiziane, der Bauernparnaß von Giambellino und mehrere Garofallo, darunter eine Judith, so schön im Helldunkel, daß sie an Leonardo reicht. Auch herrliche Landschaften prangten an den Wänden, darunter ein Sonnenuntergang im Meere von Claude und eine Nebellandschaft von Woubermans; unter den Portraiten auch dasjenige der Vittoria Colonna, der Freundin Michel Angelo's. Mit meinen heiteren Freunden durchwanderte ich alle Gallerien und Kirchen. Die Lust an Gemälden, die ein Jahr früher in Bologna so mächtig in mir erwacht war, wurde mir zu einem Segen des Himmels.

Aber fast mehr noch als diese fesselte mich die Skulptur. Durch den preußischen Gesandten, Herrn von Bunsen, war ich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes mit Thorwaldsen bekannt geworden und zwar an einem Abende, wo wir aus den Räumen dieses gemeinschaftlichen Freundes auf dem Capitol die ewige Stadt im Glanze des Mondes betrachteten. Ich besuchte den großen Meister sodann in seinem Atelier, wo er eben eine Zahl lieblicher Basreliefs, das Leben Amors,

gemodelt hatte. Er wurde mir so lieb und freundlich, daß ich ihn nun fast täglich sah und nicht selten die Abende mit ihm und den Seinigen zubrachte. Was ihn mir zugewendet haben mochte, war mein Urtheil über die unterscheidenden Merkmale zwischen der römischen und griechischen Kunst (ich hatte von dieser noch die Erinnerung voll), die zu dem seinigen völlig stimmte. Richtig bemerkte er, daß die griechischen Bildhauer aus der guten Zeit wie Genremaler waren, und daß daher eben ihre Vortrefflichkeit kam. Bildhauer Rauch hat mich zwanzig Jahre später viel an Thorwaldsen erinnert. Er glich ihm an Gestalt, Einfachheit, Würde, an Bescheidenheit und Milde. Beide waren Patriarchen aus der glücklichen Insel der Kunst, klar und rein, unberührt von den Krankheiten der Zeit. Thorwaldsen führte mich zu Horace Vernet, dem Direktor der französischen Akademie, der eben sein Bild malte und mit dem ich dann häufige Berührungen hatte. Als ich Rom verließ, nahm ich liebe Andenken von dem edlen Dänen mit dem weißumlockten, geistvollen Haupte und milden Blicke und von den Seinigen mit.

Manche andere beachtenswerthe Bildhauer besuchte ich, — Wolff, den Schüler Schadow's, der eben einen sich waffnenden Krieger bildete — den Oesterreicher Nußbaumer, der eine schöne Gruppe, Christus mit Engel und Teufel, in Marmor fertig hatte, — Wagner, der am Fries der Walhalla arbeitete, — Cavaliere d'Este, Canova's Freund und ältesten Kunstgenossen, Direktor des Vatikanischen Museums; ein würdiger Greis, der in Canova's Studium arbeitete und mir mehrere seiner und seines frühverstorbenen Sohnes Werke

zeigte und mich mit Rinaldi, einem anderen Schüler Canova's, einem Venetianer bekannt machte, von dem eine schöne Statue, Odysseus von seinem Hunde erkannt, bewundert wurde. Mit Cavaliere d'Este besuchte ich alle Räume des Vatikans, auch die Gärten, wo im Casino Pius' IV. die von Canova gesammelten Terracotten durch Gregor XVI. aufgestellt wurden. Das Schönste darunter erschien mir ein Fragment des Herkules. Auch die Magazine durchwühlten wir, voll von Stückwerk aus Veji, Falerii u. s. w., und wo auch die Gruppe der Grazien, die Jole im Herkuleskleide, eine Venus Marina und andere Antiken standen, die Leo XII. aus Sittenstrenge aus dem Museum wegnehmen ließ, auch ein paar Venusfragmente aus Basalt und einige ägyptische Reste, darunter den Sarkophag eines Psammetiks.

Die Forscher und Freunde des Alterthums, A. Nibby, der Verfasser des Itinerario Romano, — Professor Gerhard, der Sekretär des archäologischen Institutes, — Visconti, der Sekretär der archäologischen Akademie, nahmen sich freundlichst meiner an, führten mich auf die klassischen Orte, ließen mich ihren Sitzungen beiwohnen und machten mich endlich zum Mitgliede ihrer gelehrten Kreise. Durch einen jungen, geistfrischen Monsignore, Medici-Spada, wurde ich bei den berühmtesten Steinschneidern eingeführt. Von allen Seiten strömte mir Fülle des Schönen und Ausgezeichneten zu. Sir William Gell, der treffliche Reisende, lebte mit mir seine Erinnerungen aus Griechenland durch. Ritter von Pallin, der als schwedischer Gesandter in Konstantinopel gelebt und reiche Schätze an antiken Münzen und Resten gesammelt hatte, ein

Greis von mehr als 80 Jahren, aber so kräftig, als gehöre er einer Menschenrace der Urzeit an, Ausleger der Hieroglyphen des Hieropulo und voll des lebendigsten Wissens, machte mich Stunden lange durch die alte Welt von Aegypten bis Mittelasien und China wandern. Eben so führten mich Mezzofanti durch den Sanskrit und nordische Sprachen, Abbate Santini und Monsignore Paini, der Vorstand der päpstlichen Kapelle, durch die reichen Schätze alt-italienischer Musik, von der ich meinem späteren Schwiegervater bis in das 12. Jahrhundert zurückgehende Sätze senden konnte, während die Tonsetzer Donizetti und Dessauer uns mit frischen Garben erfreuten, ich überdies in Professor Jos. Gans, damaligen Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung, in dem Württemberger Herr v. Koelle, in dem mir so freundlich ergebenen Lasaulx aus München, ganz vorzüglich aber in Bunsen, immer mannigfaltigen belehrenden Zuspruch fand. Eine meiner täglichen Begegnungen war Herr v. Kestner, der hannövrische Geschäftsträger (wir wohnten nur durch die Stiege des spanischen Platzes getrennt), der Sohn von Werthers Lotte, der Tochter des deutschen Ordensamtmanns Buff zu Wetzlar, ein Mann voll Kunstliebe, Kunstverständniß und Kunstschätzen, — einer von denen, die gemacht sind, um einen jungen Mann durch die Gärten der alten und neuen Geschichte und Dichtung zu führen. Seine Wohnung war ein ausgedehntes Museum ägyptischer und römischer Alterthümer. Er zeichnete selbst mit Fertigkeit, malte, modelte in Thon, war ein Mittelpunkt für alle Künstler, keinem aber wärmer verbunden als Thorwaldsen. Er zeigte mir in seinem

Portraitalbum das Bild seiner Mutter, von ihm selbst in ihrem 70. Jahre gemacht, und las mir viele Briefe Goethe's an den um ein Jahr älteren Bruder Lottens, Hans Buff, aus den Jahren der Leidenschaft. Briefe meist Begleitung von Geschenken, Aufträge, Empfehlungen und Fragen nach ihr oder nach der nächst jüngeren Schwester Lenchen, und nach Lottens Kindern. Einer dieser Briefe ist an Lotte selbst, vom Jahr 1774, und einer von Goethe's Mutter, vom Jahr 1776, an Hans, worin sie ihm Nachricht gibt, daß „der Doktor" (d. i. unser Goethe selbst) schon ein Vierteljahr beim Herzog in Weimar sich befindet. Auch viele Zettel Goethe's an Albert, manche sehr leidenschaftlich, und ein merkwürdiges Blatt von Alberts Hand, am Tage, da er Goethe's Bekanntschaft in einem Garten gemacht, niedergeschrieben, wies mir der gütige Freund. Albert schildert darin Goethe als einen genialen, jungen Mann, der wenig gelesen, aber viel gedacht zu haben scheine. Auch den Zettel an Albert, mit welchem der junge Jerusalem in denselben Worten, die Goethe seinen Werther schreiben läßt, die Pistolen verlangte, bewahrte Herr v. Kestner noch. Albert hatte ihn durchgerissen, aber unter seinen Papieren hinterlegt. Durch Kestner erfuhr ich, daß Walheim der Name für Garbenheim war, das ich zwanzig Jahre später von Frankfurt aus besuchte.

Meine Stellung brachte mich mit dem diplomatischen Korps und der höheren Gesellschaft in Rom in die übliche Berührung. Ich begegnete darin meinem alten Freunde aus Griechenland, General Heideck, der mit König Ludwig eben

damals die ewige Stadt besuchte, — mehreren Cardinälen, wie May und Odescalchi, Männern von gediegenem Wissen und edler Haltung, — der Herzogin von Anhalt-Köthen, einer warmen, geistvollen und Oesterreich sehr ergebenen Frau, — einer liebenswürdigen Familie v. Lüttichau aus Dresden, wovon zwei Töchter an Römer vermählt waren und die dritte, Fanny, des weißesten Teints und glänzend schwarzer Brauen, Augen und Haare, ob ihrer Schönheit die Bewunderung von ganz Rom machte, — einem Grafen und Gräfin Hohenthal, — einem angenehmen Mann, Oberst Besserer, in Begleitung des baierischen Kronprinzen, — einem Grafen Marcellus und Frau, — Bischof von Wessenberg aus Baden, — einem unterrichteten Franzosen Beugnot, der eine ausgezeichnete Sammlung antiker Vasen besaß. Die diplomatischen Kreise des österreichischen Botschafters Grafen Lützow, des russischen Gesandten Fürsten Gagarin, des englischen Geschäftsträgers Seymour, ebenso die der römischen Familien Torlonia, Lozano-Arsoli, Massimi u. a. m. boten viele Annehmlichkeiten dar. Es wurde darin viel Musik vorgetragen. Seele war im Gesichte der meisten Italienerinnen. Sie sangen mit. So maßvolle und reiche Begabung an dem, was gesellige Berührung angenehm machen kann, habe ich nie in einem Familienkreise wieder gesehen, als in dem des Grafen St. Aulaire. Er, ein Mann der edelsten Haltung und Formen, mit der Literatur aller Völker bekannt und im thätigen Leben zur Milde des Urtheils und zum Verständniß für die Verschiedenheit der Ansicht und Meinungen auf sittlichem Grunde gereift; die Gräfin, eine Frau von innerer und äußerer

Schönheit, die nie altern, von erwärmender Ruhe, von heiteren, liebenswürdigen Formen, fromm ohne Aberglaube und Bekehrungseifer, sehr unterrichtet; drei Töchter, Bilder der Reinheit und Unschuld und dabei belebenden Geistes; ein Sohn, wohlerzogen, obwohl nicht an Vater und Mutter, noch an die Schwestern reichend. Alle sprachen deutsch. Der Graf hatte sogar den Faust, Emilia Galotti und die Schuld in's Französische übertragen. Die Vorreden zum Druck waren von der Gräfin geschrieben. Mit ihnen in demselben Hause, Palazzo Colonna auf der Piazza degli Apostoli, wohnte die schönste Frau von Rom, Clara Vanutelli-Girometti, Tochter des berühmten Steinschneiders, eine herrliche Gestalt voll antiker Ruhe, eine Meisterin auf dem Piano. Mit St. Aulaire's hing auch zusammen Horace Vernet, dem eine schöne Frau und eine schönere Tochter zur Seite standen. Mit diesen Familien verlebte ich solche Stunden, die allein glückliche genannt zu werden verdienen, da alles darin Maß und Gleichgewicht war. Horace besuchte ich oft in seinem Atelier. Er hatte damals eben ein Bild ausgestellt, das viel bewundert wurde, eine Gruppe von Malern im Innern des Vatikans, unter denen Raphael, der dem Abbilde eines jungen, mit dem Kinde auf dem Schooße, auf einem Stein sitzenden Weibes, nachhilft. Ich brachte manche Abende mit St. Aulaire's bei Horace und den Seinigen zu, wo wir zu lesen pflegten oder im Nachtdunkel auf dem Pincio uns ergingen und Rom überblickten, oder wo uns Madame Malibran oder die edle Marini sang, die Tochter der Marchese Origo, ein schönes, seelenvolles Mädchen, dessen Bild Horace malte. Mit den

Familien Vernet und St. Aulaire machte ich im Mai einen Ausflug nach Subiaco, eine der schönsten Idyllen meines Lebens. Am ersten Tage fuhren wir, ein Graf Estourmel, der Gräfin nahe verwandt, und ein Duca della Torre mit uns, nur bis Arsoli. Wir besuchten dabei Tivoli und jedes Denkmal am Wege — lasen im Wagen Goldoni, Petrarca; — der strömende Regen, der uns bald darauf überfiel, minderte die Heiterkeit nicht, nicht die Wonne des Zusammenseins. Aber, da auch die Nacht kam, beschlossen wir im Schlosse der Massimi abzusteigen. Graf und Gräfin Schulemburg und ein Herr v. Champagny schlossen sich an uns. Es war ein Ueberfall auf dem Schlosse und wir scherzten bis tief in die Nacht, unüberwindbar durch Wetter und Störungen. Tags darauf, bevor noch Jemand wach war, durchging ich die bestaubten Hallen und Gänge. Da hingen die Ahnen, darunter eine lange Reihe schöner Frauen, die alle gelebt, geblüht hatten und nun schon lange moderten, die Duchessa Adelaide Sforza, die Veronika Rondinnini, die Anna de Moburgh, Regina di Spagna, die Virginia Sacheti-Caprara, die Erminia Santa Croce Lancelotti, die Aloisa Colonna, die Mariana Bolognetti-Cenci u. s. w. Die schönste Sonne war am Himmel und begünstigte die Fahrt zwischen den Zaubergestalten der Orte, hinaufgezackt auf die felsigen Spitzen. Religion und Orient, Dichtung und Leben waren der Stoff unserer Wechselgespräche, bis wir den Triumphbogen von Subiaco erreichten und im Kloster abstiegen. Dann ging es hinauf zur Abtei und zur Stadt, deren schöne und würdige Frauen unsere Aufmerksamkeit fesselten; dann nach dem

heiteren Kloster S. Scolastico, wo wir Handschriften aus dem 12. Jahrhundert und einen Lactancius, schon 1465 in Sublacum gedruckt, besahen und uns der rührenden Aufschrift über dem Eingang zur Apotheke freuten: Nos remedia, Deus salutem. Weiter ging es den Anio hinauf zum Kloster S. Benedetto und zur Grotte des Stifters, weiter zur Grotte des heiligen Lorenz und weiter — aber ich breche ab; es war ein voller Trunk des Segens an diesem Tage. Am nächsten fuhren wir nach Rom zurück.

Bald darauf machten wir einen Ausflug nach Albano, dem sich Herr v. Langsdorf anschloß, der später Gemahl der älteren Tochter St. Aulaire's, Victorine, — und abermals Graf d'Estourmel, den ich damals zu einer Reise nach Griechenland und Aegypten beredete und, ohne Ahnung daß ich bald selbst wieder nach diesem letzteren Lande gehen sollte, im Mai des nächsten Jahres an den Pyramiden von Gizeh wieder sah. In Albano trafen wir uns mit Horace und den Seinen, wanderten dann nach dem Franziskanerkloster auf der Schneide des Sees und längs dem malerischen Abhange nach Palazuola zu seinen Felsengemächern und Resten aus den Zeiten der Republik, weiter unter Gesang und Dichtung den reizenden, steilen Pfad nach Rocca di Papa hinauf, endlich über Hannibals Feld nach dem Monte Cavo zu den Mauertrümmern des Unterbaues des Tempels des Latialischen Jupiters. Wir genossen der prachtvollen Aussicht bis weit in das Meer hinaus und auf die Küste von Civitavecchia bis Gaeta, aber auch, tief unter uns, des Blickes auf die beiden Seen, auf die Campagna und die pontinischen Sümpfe, und der Rund-

schau auf das Lateiner-, Volsker- und Sabinergebirge. Dann stiegen wir hinab den schönen Waldpfad von Nemi nach Genzano und Ariccia. Die Nacht blieben wir in Albano, um erst den Felsendurchschlag, dieses Riesenwerk des Alterthums, und auch Castel Gandolfo zu besehen. Im Wäldchen des Palastes Chigi warteten unser die Wagen, die uns zurück nach Rom brachten.

Die Ereignisse in Ancona, noch mehr die Vorfälle in Paris am 6. Juni, warfen die Familie St. Aulaire in Schreck und Trauer. Die letzteren waren keine völlige Ueberraschung. Thiers, der Rom am Vorabende unseres Ausfluges nach Subiaco, den er mitmachen sollte, plötzlich verließ, war dazu durch Winke nahedrängender Gefahr bewogen worden, die er mit dem Botschafter, auch in meiner Gegenwart, besprach. Ich hatte mich mit ihm gut verstanden, mit ihm die Herrlichkeiten der Villa Albani, das Colosseum im Mondenscheine besehen, ein paar angenehme Abende in der Villa St. Aulaire, an der Porta Salara, zugebracht. Er sprach als ein entschiedener Anhänger Louis Philippe's, als ein Mann, der an dessen Aufrechthaltung glaubt, aber der Ansicht ist, daß derselbe jetzt an der Feuerprobe stehe. Die Meinung, welcher Graf St. Aulaire in Wien genoß, und meine eigene Ueberzeugung von dessen Denkweise und Wirken, schützten mich gegen die leidenschaftlichen Urtheile, welche die Ereignisse in Ancona in Rom hervorgerufen hatten. Wir fuhren fort uns viel zu sehen. Wir lasen im Familienkreise Schiller, tanzten wohl auch bei Horace und brachten schöne Abende im Gärtchen an der Porta Salara

zu, wo die edle Marini und die hochbegabte aber leidenschaftliche Malibran zu singen pflegten und Beriot spielte. Die große Sängerin war in Rom mit Begeisterung empfangen und getragen worden, aber ihr Uebermuth brachte ihr eine tief empfundene Kränkung. Die Franzosen, als Volk, waren seit den Februartagen von den päpstlichen Anhängern tief gehaßt und von den Gegnern dieser Partei nicht minder, seit sie alle Hoffnungen durch ihre Haltung nach dem Ueberfalle getäuscht hatten. Madame Malibran wollte dem Publikum, als Rosine im Barbiere, ein paar eingelegte französische Liedchen zum Besten geben, gleichsam als Spott. Alle ihre Freunde widerriethen es, auch St. Aulaire's und selbst Horace und die Seinen, als sie eines Abends diese Absicht uns ankündigte. Aber es half nichts. Am nächsten Abend wurde die Oper gegeben — ihre Absicht war laut geworden — das Haus empfing sie mit dem gewohnten Beifall, als sie aber ein französisches Liedchen anstimmte, murrte es, unterbrach die Sängerin, und als diese auf's Neue das Liedchen begann, tobte es so gewaltig, daß Madame Malibran die Bühne verließ und der Vorhang fallen mußte. Am Morgen darauf besuchte ich sie — sie wohnte in der Minerva, am Pantheon — ich sah sie am Fenster, eben ganze Päcke von Sonetten herabwerfen, die man ihr auf Seidenpapier gespendet hatte. Sie empfing mich mit Klagen und Schimpf auf alle ihre „sogenannten“ Freunde, unter denen ich zählte. Um die Wuth zu brechen, schlug ich ihr eine Fahrt ins Freie vor — sie nahm es an — ich führte sie auf den Pincio und da wir dort Horace in seinem Atelier wußten, zu diesem.

„Sehen Sie in dieser schönen Frau wie reizend der Zorn!" rief ich ihm zu, und er, stets bereit für derlei Augenblicke und Eindrücke, zwang sie zu sitzen — in ein paar Stunden war das Bild so weit, daß er uns entlassen konnte — und dieses Bildniß ist das gelungenste, das je von Madame Malibran gemacht wurde.

Der Abschied von den Frauen St. Aulaire war mir einer der schwersten im Leben. Wir wechselten Andenken, die edle Mutter, die maßvolle Viktorine, die unvergleichliche Eulalie, die schöne geistvolle Paule beschenkten mich mit rührenden Zeichen einer Neigung und eines Vertrauens, die kein Verhältniß und keine Zeit gemindert haben.

Noch will ich eines geistvollen Kreises erwähnen, der eine Pflegeschule der Künste, aber auch der Kunst des Umgangs war, der einer englischen Dame, Lady Coventry, einer gebornen St. Albans (wenn ich mich recht erinnere), die ein Vorbild feinen Anstandes und der Mittelpunkt der Wintergesellschaft in Rom war. Ihre Tochter Augusta, ohne im geringsten anspruchsvolle Steife auch nur errathen zu lassen, damals im 20. Jahre, sprach und schrieb außer ihrer Muttersprache das Lateinische, das Griechische, das Deutsche, das Italienische und Französische; sie malte und zeichnete, war in jedem Wissen zu Hause und dabei kindlich und bescheiden wie ein Landmädchen.

Anhang.



1.

General der Kavallerie Graf Radetzky an Prokesch.

Mailand 28. Februar 1832.

Es freut mich, daß die Verwirklichung einer Maßregel, die die Organisation der kleinen Streitmacht des römischen Staates beabsichtiget, Ihrer gewandten Hand anvertraut ward und ich wünsche herzlich, daß Sie in Ihren Bemühungen glücklich sein mögen.

Die letzten Ereignisse in Ancona haben leider zur Genüge bewiesen, aus welchen Materialien die päpstlichen Truppen zusammengesetzt sind und welchen schwierigen Standpunkt die Stabsoffiziere haben werden, wenn sie ohne Unterstützung von oben herab und von unten hinauf, gleichsam ihrem eigenen Schicksal überlassen, unter die römischen Truppen geworfen werden. Haß, Verleumdung und Kabale werden sie erwarten, darüber dürfen wir uns nicht täuschen; denn General

Hrabowsky hatte kaum wenige Tage das Kommando der römischen Truppen übernommen, als er schon die Zielscheibe der Anklagen und Verleumdungen war. —

Ueber die Grundsätze, die bei der Organisation dieser Truppen zu beobachten wären, haben sich unsere Ansichten vollkommen begegnet. Ich habe ganz in diesem Sinne dem Hofkriegsraths-Präsidium einen eventuellen Vorschlag unterlegt und sehe diesfalls den ferneren Weisungen hierüber entgegen.

Ich kenne nicht die Organisation der päpstlichen Central-Militär-Stelle, gewiß aber ist es, daß, wenn es den zum Uebertritt bestimmten Stabsoffizieren gelingen soll, für den Dienst Seiner Heiligkeit erfolgreich zu wirken, sie ein Organ haben müssen, welches sie in Rom vertritt.

Den Grundsätzen einer militärischen Organisation wäre es am gemäßesten, wenn der Brigadier selbst sich in Rom befände, an welchen die Stabsoffiziere sich zu wenden hätten, der ihre Interessen vertreten, ihnen allgemeine Vorschriften ertheilen und dahin wirken könnte, daß Einheit in die Organisation und Taktik gebracht und willkürlichen Einführungen oder einseitigen Verfügungen Grenzen gesteckt würden.

Ich glaube, daß Euer Hochwohlgeboren diese Nothwendigkeit in Rom geltend machen sollten, und vielleicht dürfte selbst die Ueberlassung eines k. k. Obersten als General und Organisateur der päpstlichen Truppen das beste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sein.

Meine eventuelle Wahl ist auf ausgezeichnete Männer gefallen, deren Uebertritt selbst für unsere Armee ein Verlust sein wird; allein wenn die hochherzigen Absichten Seiner

Majestät erreicht werden sollen, so muß jede selbstsüchtige Rücksicht schweigen.

Aus diesem Grunde habe ich auch bei dem Hofkriegsraths-Präsidium darauf angetragen, jedem Stabsoffizier noch einen tüchtigen Hauptmann oder Oberlieutenant als Gehülfen beizugeben. Der Stabsoffizier wird nur rohe Stoffe finden, deren Bearbeitung seine Kräfte übersteigen muß; er ist genöthigt, sich nicht allein Unteroffiziere, sondern auch Offiziere zu bilden, alles selbst zu leiten und zu übernehmen.

Ich kenne die militärische Jurisdiction der päpstlichen Truppen nicht, allein ich glaube Sie auf diesen wichtigen Gegenstand aufmerksam machen zu müssen, denn ich betrachte eine selbstständige militärische Jurisdiction als die Aegide eines Heeres gegen Verführung und Treulosigkeit. —

Mehr als irgendwo anders dürfte es im Römischen nöthig sein, die Truppen fremden Einwirkungen und nichtmilitärischen Autoritäten zu entziehen.

Gute Truppen können nur jene sein, die kein anderes Prinzip als Treue gegen ihren Monarchen, kein anderes Gesetz als seinen Willen kennen.

Diese Ansicht weicht zwar von dem Philanthropismus der Zeit ab, allein was Erfahrung und Geschichte erprobt haben, können leere Theorien nicht bekämpfen.

Unser Reglement ist in seinen Hauptgrundsätzen vorzüglich; wir haben italienische Uebersetzungen davon; sollte es daher dem kleinen römischen Militärstaate an einem ähnlichen organischen Werke fehlen, so könnte dieses zweckmäßig verwendet werden. Es ist zwar für eine große Armee geschrieben,

allein ein verständiger Offizier wird seine Grundsätze auch auf einen kleinen Körper anzuwenden verstehen.

Was endlich schon jetzt die nachdrückliche Inspicirung und Beschäftigung der päpstlichen Truppen anlangt, so ist General Hrabowsky von der erfolgten Entschließung verständigt, welche die römischen Truppen unter seinen Befehl stellt. Er hat daher in dienstlicher Hinsicht vollkommen freie Hand, sie zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten, auf ihre Ausbildung zu wirken und darauf zu sehen, daß für ihre Verpflegung gehörige Sorge getragen werde. Die Kommandanten sind ihm Gehorsam und Rechenschaft schuldig, und ich muß es seiner Umsicht und Erfahrung überlassen, diese ihm eingeräumte Latitude anzuwenden, ohne deshalb Eifersucht bei den römischen Behörden zu erregen.

Euer Hochwohlgeboren werden mich schließlich verpflichten, wenn Sie mich von den Fortschritten Ihrer Bemühungen in Kenntniß setzen wollen ꝛc. ꝛc.

Graf Radetzky.

2.

General Baron Hrabowsky an Prokesch.

Bologna 2. März 1832.

— — — — — — — — — — — —

Die Franzosen befestigen sich stark in Ancona; dies gibt keinen Beweis von der lealtà, von welcher General Cubières so viel in seinem Proclame spricht. Ueberhaupt trägt dieses Proclame an die Einwohner von Ancona den Stempel großer Verschmitztheit.

Die päpstlichen Truppen sind gestern früh 6 Uhr von hier abmarschirt. Lieber Prokesch, es ist eine Schande, wie sich die Stabsoffiziere und Offiziere vor dem Abmarsch betragen haben. Auf ihren blassen Gesichtern war Furcht und Angst sichtbar; jede Compagnie rückte für sich selbst aus; Niemand wußte, wie sich die Colonne in Marsch setzen solle; B*** ist aus Furcht gar nicht erschienen; er ließ mir sagen, es wäre ihm nicht gut. Schon vorgestern Abend, ainsi la veille de leur départ, war er mit Major R*** bei mir — beide mit alarmirten blassen Gesichtern — und äußerte voll Aengstlichkeit, daß er aus sicherer Quelle in Erfahrung gebracht hätte, daß das Volk sie bei ihrem Abmarsch mit Steinen werfen und auspfeifen würde, daher er mich bäte, jene Gassen, die sie mit der Colonne durchziehen würden, von österreichischen Patrouillen durchstreifen zu lassen; er habe übrigens schon um 5 Uhr früh abzumarschiren befohlen. Ich

war entrüstet über diese Aeußerungen; ich stellte ihm vor, welche Schande es für die päpstlichen Truppen wäre, wenn ich sie eskortiren ließe ɩc. . . . bref je lui ai bien lavé la tête. Endlich befahl ich ihm: Sie werden nicht bei Nacht abmarschiren, denn dies hätte den Schein des Wegschleichens; Sie werden beim hellen Tag um 7 Uhr, Tambour battant, abrücken und ich werde mich in Person à la tête der Colonne setzen und Ihnen beweisen, daß Ihre Angst ungegründet ist. Es ging alles so, wie ich es vorausgesehen hatte; viel Volk war zusammengelaufen, aber nirgends war die mindeste Spur von einem Exzeß; das Volk verhielt sich ruhig, aber den Stabsoffizieren und Offizieren sah man die Verlegenheit in ihrem Betragen an. Ich begleitete sie mit vielen Offizieren zu Pferd über eine Miglie hinaus; dann ließ ich sie defiliren und empfahl ihnen fredezza e presenza di spirito. So sind die schönen Eigenschaften der sogenannten boni e fedeli beschaffen, die jeden Augenblick den Kopf verlieren. Ich will Ihnen nichts sagen von der Unordnung, die ich in der Colonne traf; es ist eine Hottentotten-Soldateska, die türkische Armee hat mehr Ordnung und militärische Haltung.

Briefe aus Rom behaupten, daß St. Aulaire Rom verlassen hätte.

Adieu lieber Freund!

Hrabowsky.

3.

General Baron Hrabowsky an Prokesch.

Bologna 12. März.

Sie hatten in Ihren letzten Schreiben den Wunsch ausgedrückt, daß ich Ihnen alles genau bezeichnen möge, was zur Erleichterung unserer Wirksamkeit und Stellung von Rom aus anbefohlen werden könnte. Die letzte gütige Note Sr. Excellenz des Herrn Botschafters fordert mich auf, klaren Wein einzuschenken und unumwunden, offen, als ehrlicher Mann zu sprechen. Trachten Sie, lieber Prokesch, meinen Bericht vom heutigen Datum zu lesen, und Sie werden sich dann gar nicht wundern, warum die hiesigen Angelegenheiten nicht vorwärts schreiten.

Alles was ich an Grafen Lützow schreibe, ist Sebregondi bereits auch bekannt, und er selbst bat mich, hierin durch unsere Botschaft in Rom Abhülfe zu treffen. Baratelli entwirft mit Zamboni die Organisirung der Gendarmerie und proponirt hiezu die Individuen. Nun können Sie sich wohl vorstellen, von welchem Gelichter diese Individuen sein werden. Ein Beispiel davon gibt uns Sign. Barbieri, der auf Baratelli's Anempfehlung, von Macerata hieher zum Polizei-Direktor berufen wurde. Dieser ist allgemein als ein schlechter Kerl, als venal, dumm und doch intrigant, selbst als ein Hehler mehrerer Diebereien 2c. bekannt, und allgemein seines schlechten Charakters wegen verachtet; doch Baratelli zählt ihn unter

die boni e fedeli. Dieser Mann soll nun die hierländige sehr verwickelte Polizei führen! Hiezu gehört ein offener Charakter, ein hell sehender Mann, der durch einen unbescholtenen Ruf auf das Volk wirken könne.

Bernetti ist aber selbst Schuld daran, daß Baratelli die Schranken seines Wirkungskreises überschreitet, denn er schenkt ihm unbedingtes Vertrauen und zwar ohne mindesten Rückhalt, was natürlich den Stolz dieses Intriganten noch mehr steigert, daher sich auch die ganze Welt vor ihm fürchtet und ihn cajolirt; man kennt seine intrigante spitzige Feder. Bernetti schrieb ihm letzthin: er schicke dem Cardinale Albani mehrere Orden für die Offiziere der päpstlichen Truppen, obgleich sie diese Auszeichnung nicht verdienten. Diese letzte Bemerkung war nicht nothwendig, dem Baratelli anzuvertrauen. Fürst Metternich thut sehr weise, auf alle Briefe des Baratelli keine Antwort zu geben.

Albani ist ein Caput mortuum, dessen Verstand fistirt und nicht mehr vorwärts schreitet. Er sagte mir selbst, daß Major R*** ein tüchtiger Mann ist, und doch gibt er die Publication seiner Ernennung zum Chef der Gendarmerie nicht heraus; er weiß, daß auf dem Lande viel Unordnung ist, und eine gute und energische Gendarmerie dort nothwendig wäre, und doch wird alles differirt.

Leben Sie wohl, lieber Prokesch 2c.

Hrabowsky.

4.

Graf Radetzky an Prokesch.

Mailand 16. März 1832.

Meine Entfernung und die Unkenntniß der Grundlagen, welche zwischen unserem Gouvernement und dem römischen in Bezug auf die künftige Organisation der Truppen des letzteren angenommen werden dürften, setzen mich nicht in die Lage, irgend einen andern Einfluß auf diesen Gegenstand nehmen zu können, als den einer berathenden Entwickelung meiner Ansichten. Indessen wird es dessen auch nicht bedürfen; Sie selbst, mit diesem Geschäfte beauftragt, haben zu richtige Ansichten von den Grundzügen einer guten militärischen Organisation, als daß Sie eines anderen Rathgebers wie Ihrer eigenen Einsicht benöthigten. Ich kann jedoch meine Meinung in diesem Bezuge nicht unterdrücken, daß wenn wir durch Organisirung einer brauchbaren Militärmacht auf die selbstständige Erhaltung des Kirchenstaats mitwirken wollen, es allerdings wünschenswerth wäre, daß unser Einfluß sich nicht auf die Abtretung einiger Offiziere allein, sondern auf eine allgemeine Reorganisation der päpstlichen Streitkräfte erstrecken möchte.

Die ungerufene und unselige Dazwischenkunft der Franzosen in den Angelegenheiten dieses zerrütteten Staates wird leider auch die Ausführung dieses wohlgemeinten Vorhabens erschweren. So lange wir allein in dem Römischen standen, war unser Einfluß überwiegend und die Organisation dieser

Truppen würde unter dem Schutze unserer Garnisonen leicht vor sich gegangen sein. Durch die Dazwischenkunft der Franzosen sind diese Truppen mehr in das Innere des Landes gezogen, und dadurch gewissermaßen unserer direkten Einwirkung entrückt worden. Die nunmehr wieder kühn gewordene Revolutions-Partei wird Alles aufbieten, das Erscheinen österreichischer Offiziere unter den päpstlichen Truppen gehässig darzustellen, und ihre Wirksamkeit dadurch zu vermindern; die Partei der außer Activität gesetzten Offiziere wird sich mit ihr vereinigen, und es bedarf nur einer geringen Kenntniß der Lage der Dinge in Rom selbst, um zu begreifen, wie viel schwieriger die Stellung dieser Offiziere nun sein wird.

Außer den von Ihnen bezeichneten Grundlagen dürfte es noch sehr nothwendig sein, den römischen Hof auf die Rekrutirungsweise dieser Truppen aufmerksam zu machen. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, darauf zu sehen, daß keine unmoralischen Menschen oder gar schon durch Verbrechen gebrandmarkte unter die Truppen aufgenommen werden. Je kleiner eine Militärmacht ist, desto sorgfältiger muß darin zu Werke gegangen werden.

Man wirft den römischen Truppen vor, daß man sie ohne alle Rücksicht auf die Moralität und Denkungsweise der Individuen ergänzt habe; der Mangel an Disciplin, der unter diesen Truppen herrscht, scheint diesen Vorwurf zu bestätigen.

Ihrem Wunsch gemäß werde ich bemüht sein, Ihnen nächstens ein italienisches Exemplar unseres Infanterie-Dienst- und Exerzier-Reglements zu übersenden.

Genehmigen ꝛc. Radetzky.

5.

Prokesch an Herrn von Gentz.

Ancona 1. April.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir, wenn wir heute um uns sehen, uns nicht enthalten können, den Franzosen, so höflich es die Bitterkeit der Empfindung zuläßt, in's Gesicht zu lachen. Wir sind in den April geschickt, das ist klar, aber daß diese Herren es auch sind und derber als wir, das unterliegt keinem Zweifel. Die ausschweifenden Hoffnungen des Haufens einerseits und andererseits die Deklamationen im Weltherrschertone der eingedrungenen 1500 Franzosen, haben in wenigen Wochen gemeinschaftlich ihre Bahn vollendet und sinken schon beide in's Wasser. Der Vormarsch der Oesterreicher in die Linie von Urbino bis Pesaro, die ungeheure Angst, die diese Bewegung unter der hiesigen Garnison verbreitete, die Abreise des Obersten Gallois bei Nacht und Nebel, die Ohrfeige, mit der Oberst Combès einen französischen Offizier mitten auf dem Platze bedrohte, was den General Cubières zwang, diesen anderen Helden der Eroberung der friedsamen Stadt mit Arrest zu belegen, das Ende der Herrschaft, welches der übergroßen dreifarbigen Fahne auf den Wällen unserer Festung geworden ist, die schillernden Artikel in den französischen Blättern und die sehr entschiedenen in den übrigen, diese und ein Dutzend anderer Umstände haben der Expedition

bereits einen Stempel aufgedrückt, den sie Mühe haben wird, zu verhüllen. Wir wünschen es aufrichtig, auch um des französischen Ministeriums willen, daß man ihr bald ein Ende mache. Sind die Herren vom 66. Regiment wieder dahin zurückgekehrt, von woher sie kamen, so kann man wenigstens anfangen ihr Erscheinen hier und ihren gleich unberufenen Aufenthalt zu vergessen. Man wird es auch und schneller wohl als beide dies verdienen. Das ist ja das Loos der mächtigsten Begebenheiten, um so mehr einer solchen, die so ganz verbindungslos dasteht und, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, in einem heißen Augenblicke aus demjenigen des Präsidenten des Ministerconseils sprang. Verweilet diese Truppe noch länger zu Ancona, je nun, so kann am wenigsten die Consideration oder der Einfluß, die Frankreich und seine Minister in Italien zu gewinnen suchen, dadurch gewinnen.

— — — — — — — — — — — —

6.

Prokesch an Fürsten Metternich.

Rom 31. Mai 1832.

Die Abreise des Herrn v. Sebregondi bezeichnet einen Abschnitt in den Bemühungen der hiesigen k. k. Botschaft, die päpstliche Regierung zur Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten zu vermögen. Erlauben E. D., daß ich diesen Zeitpunkt erwähle, um ein Bild von dem Stande der Dinge, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, zu entwerfen.

Im Organismus der päpstlichen Regierung sind die Elemente, welche sich der Entfaltung einer ihren Interessen entsprechenden Thätigkeit entgegenstellen, so mächtig, daß sich ohne Beihülfe von außen die Ueberwindung derselben kaum erwarten läßt. Diese Beihülfe wird der päpstlichen Regierung durch die ernsten und dringenden Rathschläge gegeben, in welchen E. D. ihr Wohl zum Gegenstande Ihrer Sorgfalt gemacht haben. Diese Rathschläge sind des Dankes dieser Regierung künftig gewiß, müssen aber dermalen dem Widerstande eben jener Elemente begegnen und, zum wenigsten, in einer verderblichen Gleichgültigkeit von Seite Vieler, deren zweckmäßige Thätigkeit unerläßlich ist, ein schweres Hinderniß finden.

Drei unglückliche Irrthümer scheinen mir bis jetzt in dieser Regierung der Erkenntniß des wahren Interesses ent-

gegenzustehen. Der erste besteht in der Meinung, daß vor der Hand und bis Europa aus der durch die Julitage erzeugten Krise heraus sei, nichts Gründliches und Dauerndes sich machen lasse; der zweite, daß selbst das Nothwendige und unverkennbar Vortheilhafte dadurch, daß es durch Aufruhr oder Einmischung abgenöthigt erscheint, seine Natur verändere und Gift werde; der dritte, daß die Existenz des Papstes als weltlicher Souverain durch das Interesse der katholischen Staaten in jedem Falle hinlänglich bewacht und gesichert, also es wenigstens unnöthig sei, sich in die Bahn peinlicher Versuche der Abschaffung tiefgewurzelter Mißbräuche oder wohl gar in diejenige neuer Einrichtungen zu werfen.

Aus dieser Stimmung, die auch eine Art von Romantik ist, in soferne darin das einfache, klare, praktische Handeln für bequemes und unsicheres Hoffen und Glauben aufgegeben wird, geht eben die Rechtfertigung der bis jetzt so geringen Thätigkeit hervor, welche hier die tägliche und allgemeine und gleichsam die ultima ratio gegen jede Aufforderung ist, nämlich: Wir waren entschlossen zu handeln, aber das Wirken der Propaganda, der Wiederausbruch der Revolution und die Expedition von Ancona haben uns daran gehindert.

Wenn es sich um eine an Mühe und Ausdehnung kaum berechenbare Umwandlung des Bestehenden, wenn es sich um ein Verlassen oder auch nur um eine Beeinträchtigung der Grundsätze handelte, welche bis jetzt der gesellschaftlichen Ordnung zu Grunde lagen — wenn es darauf ankäme, sich dem unmöglichen System des Tages anzuschließen, wenn es überhaupt möglich wäre, daß von E. D. ausgehende Rath-

schläge die päpstliche Regierung auf den Weg der Gefahren schleuderte, auf welchem manche andere den kurzen Gang vom Volksbeifall zum Untergange vollbracht hat, dann freilich würden jene Ansicht und diese Rechtfertigung, um ihres Zieles willen, Billigung finden müssen. Sie werden aber wahrlich zu beklagenswerthen Uebelständen, wenn man in Erwägung zieht, daß die angerathenen Verbesserungen ganz eigentlich den Krankheitsstoff aus dem Staatskörper zu entfernen beabsichtigten und das sichere Mittel sind, die verderblichen Umtriebe der Propaganda abzuwehren und der Einmischung dieses oder jenes Cabinetes vorzubeugen, das, auf Kosten der Ordnung in *diesem* Lande, über die Leidenschaften in *seinem eigenen* den kurzdauernden Sieg erfechten möchte.

Weit entfernt Neuerungen zu sein, werden die in Folge von E. D. Befehlen vorgeschlagenen Verbesserungen nur die Reinigung des bestehenden Organismus vom Unrath der Jahre herbeiführen; ja eine Auffrischung der Organe, eine Wiederbelebung der Institutionen, welche der Verfassung dieses Staates zu Grunde liegen und derjenigen eines jeden unerläßlich sind. Als man Aemter gründete, so war der Zweck derselben, die Maschine der Verwaltung gehen zu machen; eben das ist der Zweck der Verbesserungen, die wir heute im Beamtenwesen vorschlagen. Als man ein Steuersystem einführte, so war der Zweck, die Bedürfnisse der Verwaltung dauernd zu decken; eben das ist der Zweck, wenn wir heute, wo die Regierung von Verlegenheit in Verlegenheit fällt und mit der Hälfte ihrer Revenüen ihre Feinde besoldet, die Art

und Weise der Regulirung dieses Zweiges vorschlagen. Als man das römische Recht und die Provinzialstatuten zur Grundlage der Justiz nahm, wollte man diese zum allgemeinen Besten geübt wissen; das ist der Zweck, warum wir heute auf Gesetzbücher dringen und die Modifikationen nachweisen, von welchen ihre Brauchbarkeit abhängt. Als man Wohlthätigkeits-Anstalten gründete, so wollte man wirklich Bedürftigen zu Hülfe kommen und dadurch der öffentlichen Sicherheit einen Schirm mehr geben; wenn wir dahin arbeiten, daß diese Anstalten nicht zur Plünderung der Staatskassen und zur Vermehrung des Elends ausschlagen, so führen wir sie auf ihre ursprüngliche Bestimmung zurück. Als man Polizei, Militär u. s. w. einrichtete, so sollten diese Kräfte den Staat stützen helfen; wenn wir die Reorganisation derselben vorzeichnen, so geschieht es, um sie aus abgestorbenen oder von Gichtschäden befallenen Gliedern in gesunde umzuwandeln. So mit allen übrigen Punkten der Administration, welche bis jetzt der österreichische Einfluß berührt hat.

Wenn man die Männer von Namen und Einfluß hier, jeden einzeln, über diesen wichtigen Gegenstand spricht, so ist auch nicht einer, der nicht von der Heilsamkeit und dringenden Nothwendigkeit reinigender Maßregeln überzeugt sei. Die meisten fügen nur zu dem Ausspruch dieser Ueberzeugung den der Verzweiflung an der Möglichkeit des Besserwerdens und eine feige Resignation. Sobald dieselben Männer in ihrem Amte auftreten, scheint nur die letzte noch übrig und kein Ausweg bleibt unversucht, um ihre Person aller Thätigkeit zu entziehen. Was bis jetzt geschah, und es ist sehr

wenig, ist mühsam abgerungen und nur dann gewährt, wenn alle Mittel der Verneinung erschöpft waren.

Die Anwesenheit des Ritter von Sebregondi hatte jedoch zwei Vortheile gehabt, von denen der eine: die Abberufung des Cardinals Albani, freilich nur ein negativer ist, der andere aber einen großen positiven Nutzen gewährte, nämlich: die hiesige Regierung aus dem Allgemeinen und Unbestimmten auf das Angewandte und Bestimmte zu führen, ihr die Hand in die Wunde zu legen und zu zeigen, daß, was man aus Bosheit oder Unwissenheit mit dem drohenden Namen von Concessionen bekleidete, nichts als der wohlverstandene Vortheil der päpstlichen Regierung selbst sei. Diese Regierung weiß nun, was das ist, was man ihr anräth, und kann allenfalls berechnen, was zur Erzeugung der administrativen Verbesserungen und zur Garantie derselben gewünscht werden müßte. Sie ist von dem politischen Gebiet, wo sie überall Schlingen und Fallen fürchtet und hinter jedem Alpha im Geiste eine lange Gespensterreihe bis an's Omega sieht, in das administrative versetzt, wo sie Boden unter den Füßen fühlt und alles scharfe Contouren hat. Sie kann nun unmöglich nicht einsehen, daß es sich ganz einfach darum handelt, den Ertrag des Landes statt in die Säcke undankbarer Privaten, in die Kassen des Staates zu bringen und so den Uebelstand nach Möglichkeit auszugleichen, daß in keinem Staate der Kontribuent mehr zahlt und die Regierung weniger davon erhält als in diesem. Sie kann in den Vorschlägen für Beschäftigung der Jugend, für die Vertheilung und Erhebung der Lasten, für die Regulirung der Justiz

u. s. w. nicht die Absicht verkennen, das Mißvergnügen im Lande zu mindern und den Boden dadurch weniger empfänglich für den Samen der revolutionären Propaganda zu machen.

Daß sie trotz dieser Erkenntniß nicht den Muth gehabt hat, die Maßregeln, die besser heute als morgen ausgeführt würden, allsogleich vorzunehmen, beweiset, daß die am Eingang angeführten Irrthümer noch nicht völlig besiegt worden sind. Indessen ist es gerecht, in die Versicherung des Papstes zu vertrauen, daß er in die von der k. k. Botschaft seiner Weisheit anheimgestellten administrativen Vorschläge zu willigen gesonnen sei, sobald ihm dieselben von den Provinzialräthen vorgelegt sein werden. Die Reise des Herrn von Sebregondi nach Bologna hat eben deshalb den doppelten wichtigen Zweck, 1) den Monsignore Brignoli zu leiten und dadurch die Entfernung Albani's fruchten zu machen, und 2) Seine Heiligkeit beim Worte zu halten und den Provinzialräthen die Verbesserungen vorlegen zu machen, die er selbst hier vorgelegt hat. Das ist also vor der Hand der Feldzugsplan und daran wird sich der Erfolg ermessen lassen.

Die administrativen Verbesserungen würden aber, wenn sie ohne Garantie blieben, der Absicht ihrer Einführung nicht entsprechen. Denn, so wie die Garantie nicht in die Sache, sondern nur in's Wort gelegt würde, so bliebe sie gewiß ohne Wirkung auf die öffentliche Meinung und wäre höchst wahrscheinlich keine genügende. Es gibt nach meiner Ansicht nur zwei Garantien, beide nicht ohne Schwierigkeiten zu erreichen. Die eine ist, den Legazionen einen Weltlichen

als Gouverneur, etwa mit dem Wirkungskreise der Gouverneure in den österreichischen Provinzen, vorzusetzen, oder, wenn der päpstliche Hof sich dazu nicht verstehen sollte, dem Ministerium in Rom die überall üblichen Unterabtheilungen zu geben, als deren Chefs Weltliche zu verwenden wären. Die besten Einrichtungen werden verkannt und ohne Wirkung sein, sobald sie in die Hände von Personen gelegt werden, die sich vom gegebenen Worte lösen können und auf welche die Regierung selbst nur eine vielbeschränkte Wirksamkeit hat.

Was die päpstliche Regierung bei der Wahl eines Weltlichen als Stellvertreter oder Abgeordneten in den Legazionen zu fürchten vorgibt, ist, dadurch die Abtrennung dieser Provinz vorzubereiten. Da aber Europa diese Abtrennung nicht zugeben würde, so scheint mir diese Gefahr eine grundlos vorausgesetzte. Die Regelung der Ministerien würde in vieler Beziehung eine Wohlthat für die Regierung sein und gleichzeitig mit mehreren anderen Verbesserungen vorgenommen werden können, die in der Hauptstadt vom Papste selbst als nothwendig anerkannt sind, z. B. die Centralisation der Uffizi, der Pensionen und Armenspenden, und die Regulirung des Hypothekenwesens u. s. w.

Wenn über die Streitfragen der Administration keine Regierung mehr im Stande ist der päpstlichen mit Rath und That an die Hand zu gehen, als die unsere, weil keine eine so praktische Kenntniß des Zustandes der Administration im Kirchenstaate hat, so gebührt wohl auch in der Frage der Garantie Oesterreich das erste Wort. Daß das Anschließen der übrigen Cabinete an die Meinung des k. k. diesem ein

größeres Gewicht gäbe und es für Oesterreich ein Triumph sei, Frankreich darin hinter sich her zu schleppen, ist die Ansicht von Vielen; auch scheint die Faktion nichts mehr zu fürchten und zu verabscheuen als eben dies. Wenn ich die Aeußerungen des französischen Botschafters und Herrn v. Thiers in Erwägung ziehe, so muß ich glauben, daß der Wunsch, aus der durch die Expedition nach Ancona so leichtsinnig geschaffenen Verwickelung herauszukommen, für das Pariser Cabinet ein so drängender ist, daß es sich um diesen Preis auf jede Bedingung ergibt. Beide stellten sich in so weit bereits auf unser Terrain, als sie wiederholt versicherten: von politischen Concessionen, überhaupt von Neuerungen, die auf ein politisches Leben des Volkes abzweckten, dürfe gar keine Rede sein; Verbesserungen in der Administration und Sicherstellung derselben, das sei es, um was es sich handle. — E. D. werden aus den Mittheilungen aus Paris mit Sicherheit beurtheilen, ob diese Gesichtspunkte nur die persönlichen dieser Herren, oder auch diejenigen des Cabinets seien.

